Franz von Kobell

Sein Leben und seine Werke.

I. Teil:

Lebens- und Entwicklungsgang.

1. Periode (1803—1845).

Inaugural-Dissertation

bei der hohen philosophischen Fakultät Sektion I der
Kgl. Bayer. Ludwigs-Maximilians-Universität München

zur Erlangung der Doktorwürde

am 17. Juni 1903 eingereicht von

Aloys Dreyer.

Examen rigorosum: 24. Juli 1903.

Freising 1903.
Dr. F. P. Datterer & Cie. G. m. H.

Franz von Kobell

Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Franz von Kobell

Sein Leben und seine Werke.

I. Teil:

Lebens- und Entwicklungsgang.

1. Periode (1803—1845).

Inaugural-Dissertation
bei der hohen philosophischen Fakultät Sektion I der
Kgl. Bayer. Ludwigs-Maximilians-Universität München
zur Erlangung der Doktorwürde
am 17. Juni 1903 eingereicht von

Aloys Dreyer.

Examen rigorosum: 24. Juli 1903.

Freising 1903.
Dr. F. P. Datterer & Cie. G. m. b. H.

Erscheint vollständig im „Oberbayerischen Archive für vaterländische Geschichte“, herausgegeben von dem „Historischen Vereine von Oberbayern“. 52. Band 1. Heft.

Vorwort.

Schon in meinen Jugendjahren ergötzten mich die urwüchsigen und naturwahren mundartlichen Dichtungen Kobells, die ich damals aus Isabella Brauns Jugendblättern kennen lernte, und auch später noch zog mich der derbfrische Dichter, der wohl einer der echtesten Vertreter der „Heimatkunst“ genannt werden darf, mehr als alle seine Nachahmer — Karl Stieler nicht ausgeschlossen — an.

Daher plante ich anläßlich seines Zentenariums, sein Leben und poetisches Wirken eingehender zu schildern als es bisher geschehen war. In diesem Vorhaben wurde ich durch meinen hochverehrten Lehrer, Universitätsprofessor Dr. Franz Muncker dahier, noch bestärkt.

Mit Lust und Liebe ging ich an die Arbeit. Die geschätzten Enkelinnen und Enkel Kobells: Frau Professor Öbbeke und Fräulein Siegert dahier, sowie Ingenieur Dr. Meißner in Köln, stellten mir in liebenswürdigster Weise ein ansehnliches handschriftliches Material zur Verfügung, das mir namhafte Dienste leistete.

In ähnlicher Weise förderten meine Bestrebungen Freunde und Bekannte Kobells: in erster Linie die Gräfin Maria Pocci, die begabte Tochter des mit Kobell eng befreundeten Dichters, dann der herzogl. Kabinettsrat Ederer, die Dialektdichter P. Auzinger, J. A. Ruckert und Maximilian Schmidt, Kaufmann J. A. Schmidt in Nürnberg (Schwiegersohn des Freiherrn v. Ditfurth) durch Bekanntgabe von Briefen Kobells; die Schriftsteller Dr. Ludwig Ganghofer, Dr. Paul Heyse, Anton Freiherr v. Perfall und Professor Dr. Hyazinth Holland durch wertvolle mündliche bzw. schriftliche Mitteilungen; ferner Generalstabsarzt Dr. v. Lotzbeck, Exzellenz, Kunstmaler Th. Pixis und Universitäts-Professor Geheimrat Dr. von Winckel durch Erschließung der Archive „Altenglands“ und der „Zwanglosen“ und — last, not least —

Universitätsbibliothekar Dr. Gg. Wolff, durch sehr schätzenswerte Winke und Ratschläge, namentlich bei Herstellung der Bibliographie.

Diesen meinen verehrten Gönnern sei hiedurch der wärmste Dank zum Ausdruck gebracht!

Ich suchte mich in meiner Abhandlung der größtmöglichen Objektivität zu befleißigen. Wenn trotzdem manchem strengen Kritiker Kobells Bild hier in zu hellen Farben erscheinen sollte, so möge er dies der Begeisterung für meinen Gegenstand zugute halten.

So übergebe ich denn die vorliegende Arbeit, die keineswegs ein Ganzes, sondern nur ein kleiner Beitrag zur literarhistorischen Würdigung des Dichters sein soll, der Öffentlichkeit.

Möge es dem bescheidenen Werke gelingen, die Schar der alten Freunde und Verehrer Kobells durch neuen Zuwachs bedeutend zu vermehren!

München, im Dezember 1903.

D. V.

Inhaltsverzeichnis.

Übersicht über die noch folgenden Kapitel.

Abkürzungen.

A. D. B. = Allgemeine Deutsche Biographie.
A. E. = Erinnerungen für seine Freunde in Altengland von Kobell. 1876.
Al. Ge. = Alemannische Gedichte von J. P. Hebel, herausgegeben von O. Behaghel. Kürschners Deutsche Nat.-Lit. 142. Bd.
A. P. = „Anglia Palatina“. Ged. von Kobell, 1838 (B. I).
B. = Beilagen zu dieser Arbeit.
D. a. m. L. = Denkwürdigkeiten aus meinem Leben von J. C. Bluntschli. 3 Bde. Nördlingen 1884.
D. D. H. = Deutsche Dichterhalle.
E. = „Erinnerungen in Gedichten und Liedern“ von Franz v. Kobell. 1882.
E. B. = „Erinnerungen und Bekenntnisse“ von Paul Heyse. 1901.
E. K. R. = „Eines Königs Reise“ von Bodenstedt. 1879.
Ge. b. J. M. II. = „Gelegenheitsgedichte b. d. Jagden Max II.“ v. Kobell. 1883.
Gschp. = „Gschpiel“ von Kobell. 1868.
Hd. Ge. = Hochdeutsche Gedichte von Kobell. 1852.
H. Pl. = „Harmlose Plaudereien“ von Völderndorff. 1892.
H. v. F. = „Der Hausl vo' Finsterwald“. Gedichte von Kobell. 1852.
J. E. = „Jagdliche Erinnerungen“ von Kobell. 1876.
J. u. W. L. = „Jagd- und Weinlieder“ von Kobell. 1889.
J. Z. = Jagdzeitung. Herausgegeben von Albert Hugo. Wien 1858 ff.
Kn. W. = „Des Knaben Wunderhorn“ 1803.
L. Sk. = „Lebensskizze“ von Luise von Kobell. 1884.
M. B. = „Münchener Bilderbogen“ v. Dingelstedt. 1879.
Obb. Ge. = „Oberbayerische Gedichte“ von Franz v. Kobell. 1889.
Obb. V. St. = „Oberbayerische Volksstücke“ von Kobell. 1879.
Pf. Ge. = „Pfälzische Gedichte“ von Franz v. Kobell. 1889.
Pf. N. = Pfälzische Novellen von Kobell. 1863.
Schn. Gsch. = „Schnadahüpfln und Gschichtln“ von Kobell. 1872.
Schn. Spr. = „Schnadahüpfln und Sprüchln“ von Kobell. 1845.
Sk. a. d. St. R. = „Skizzen aus dem Steinreiche“ von Kobell. 1850.
Tr. = „Triphylin“. Gedichte von Kobell. 1839 (cf. B. I).
U. d. 4 e. K. B. = „Unter den 4 ersten Königen Bayerns“ von Luise von Kobell. 1894.
Urz. d. E. = „Urzeit der Erde“ von Kobell. 1856.
U. Z. = „Unsere Zeit“. Deutsche Revue der Gegenwart.
W. A. = „Wildanger“ von Kobell. 1859.
W. D. M. = Westermanns Deutsche Monatshefte.
W. Pr. = Wiener Presse 1882. Nr. 324.

Bibliographische Einleitung.

Franz von Kobell erscheint als der unverfälschte Typus der altbajuwarischen, von Lebens- und Tatenlust überschäumenden Kraftnatur, die man trotz ihrer rauhen Außenseite wegen ihrer lauteren Gesinnung lieb gewinnen muß. Von seinen hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Mineralogie und Mineralochemie hatte zwar der Laie, selbst in seinem Heimatlande, nur unklare Vorstellungen; desto besser jedoch kannte und schätzte dieser den kühnen, wetterharten Weidmann, den mit unverwüstlichem Humor begnadeten Dichter, aus dessen quellfrischen Weisen die Naturlaute des gesunden, schlichten Volksempfindens klangen. Neben einer unbestrittenen Popularität genoß Kobell die Gunst von vier aufeinander folgenden bayerischen Herrschern; außerdem würdigten ihn namhafte Gelehrte, Künstler und Dichter ihrer Freundschaft, und in der Poesie und Wissenschaft grüßten ihn junge, strebsame Talente mit Stolz als ihren Meister.

Sein Lebensgang umspannt eine bedeutsame Periode tiefgreifender Um- und Neugestaltung Deutschlands in politischer, sozialer und künstlerischer wie literarischer Beziehung. Der Beginn seines Daseins reicht zurück in eine Zeit, der trotz des Kriegslärms der napoleonischen Ära ein Hauch von Gemütlichkeit, ein Schimmer von Romantik nicht fehlte; an der Schwelle des Greisenalters trat ihm eine im siegreichen Kampfe gegen den Erbfeind gestählte Generation mit ernster, nüchterner Weltanschauung entgegen.

Die Glanzzeit seines Lebens und Dichtens fällt in die Regierung des Königs Max II. Daher gedenken seiner auch alle Memoirenwerke und sonstigen Schriften, welche über diesen oder einen größern Zeitabschnitt berichten (cf. B. I).

Von den Aufsätzen, die sich ausschließlich mit Kobell beschäftigen (cf. B. I), sind hervorzuheben: eine recht anziehend geschriebene „Lebensskizze“ seiner Lieblingstochter Luise von Kobell, ein auf dieser Schrift beruhender poesievoller Essay von Karl Theodor Heigel und die gründlich

und sorgfältig abgefaßten Biographien von Eisenhart in der A. D. B. und in U. Z.

Außer diesen und den noch speziell verzeichneten Werken dienten mir als Quellen die Archive der Gesellschaften „Altengland“ und „Die Zwanglosen“, ferner ein reiches briefliches Material, Briefe an und von Kobell, von welchen nur die an Justinus Kerner gerichteten (6 an der Zahl) veröffentlicht sind,[1]) sowie mehrere handschriftliche, zum Teil unveröffentlichte Gedichte Kobells und ein ebenfalls im Manuskript vorliegendes Tagebuch des Dichters über seine Reise nach Griechenland.

Lebens- und Entwicklungsgang.

In den E. B. (296) wendet sich Heyse „gegen die heut so unheilvoll im Schwange gehende Methode, Dichterwerke als eine genau zu berechnende Summe biographischer Faktoren darzustellen“.

Mag auch das Rechenexempel da und dort nicht stimmen, bei Kobell ist eine gründliche Kenntnis seines Lebensganges schon deshalb unerläßlich, da wir sonst manchen scheinbaren Widerspruch, manches Befremdliche in seinen Dichtungen nicht verstehen können.

1. Kindheit und Studienzeit.

Franz von Kobell wurde als der erste Sohn eines kurfürstlichen Rates und spätern Ministerialrats und Generalsekretärs im Ministerium des Innern am 19. Juli 1803 zu München geboren.[2])

Für die erste Lebensperiode des Dichters sind wir großenteils auf die Aufzeichnungen Luise von Kobells (L. Sk. u. U. d. 4 e K. B.) angewiesen. Doch tauchen in seinen Gedichten hie und da Erinnerungen an die herrlich verlebte Jugendzeit auf (z. B. Pf. Ge. 154 und E. 131). Seine Bayerntreue bezeichnet er (Obb. Ge. 79) gleichsam als Erbteil seines Großvaters und Vaters:

„Mei' Ahnl und mei' Vater
San g'west gut boarischi Leut!“

[1]) Theobald Kerner: J. Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. 2 Bde. 1897.

[2]) Außer einer älteren Schwester (Luise) hatte er noch zwei Brüder und zwei Schwestern.

Auf ersteren (Ferdinand von Kobell), einen selbst von Goethe hoch geschätzten Maler, welcher 1793 aus Furcht vor den drohenden Kriegsgefahren von Mannheim nach München übersiedelte,[1] geht wohl des Enkels künstlerische Neigung und dessen Liebe zu der später von ihm vielbesungenen Pfalz zurück.

Kobells Eltern, Franz von Kobell und dessen Gattin Franziska, geb. von Bucger, erinnern in mehr als einer Hinsicht an den Herrn und die Frau Rat Goethe: der Vater steif, pedantisch, die Mutter phantasievoll, herzensgut.

Mit 11 Jahren trat der kleine Franz in die Unterprimärklasse des Münchener Gymnasiums ein, welches sich unter der Leitung des Philosophen Kajetan Weiller zu einer Musterschule für ganz Bayern erhob.[2])

Der Unterricht in den antiken Sprachen wurde hier in intensiver Weise betrieben. Außer Homer und Horaz und den jetzt noch an unsern Gymnasien heimischen griechischen und römischen Klassikern lernten die Schüler auch Pindars Hymnen, Virgils Eklogen und Theokrits Idyllen kennen.[3])

Die Begeisterung für Horaz begleitete Kobell sein ganzes Leben hindurch, und auch Homer und Theokrit blieben nicht ohne Einwirkung auf sein künftiges dichterisches Schaffen.

Über die Pflege der Poesie am Gymnasium entwirft er (S. 111) ein launiges Bild. Bei einem Namens- oder Geburtstag des Königs und der Königin

„mußten alle Götter dran,
Im Festgepräng der rhythmischen Zeilen
Die Gaben unendlichen Glücks zu verteilen.
Dann mit Virgilius und Homer
Kamen die Hex- und Pentameter
Und mit dem Horaz der alkäische Klang
Und wiegte sich klassisch der Gesang.
Wir spielten trotz unserer jungen Gesichter
Nach Vorschrift mit Würde die alten Dichter."

---

[1]) Eisenhart, A. D. B. XVI., 352.

[2]) A. Söltl, Max I., 3. Aufl. 1864, 113.

[3]) Auch Stilübungen im Lateinischen und Griechischen standen auf der Tagesordnung. Dagegen begnügte man sich für den Unterricht in der deutschen Literatur mit den Lehrbüchern von Eschenburg, dem bekannten Shakespeare-Übersetzer, („Theorie und Literatur der ep. Dichtungsarten") und Stelzer („Anleitung zur deutschen Dichtkunst"). Jahresberichte der Kgl. Studienanstalt zu München, 1814 ff.

Der junge Kobell machte rühmliche Fortschritte und empfing wiederholt Preise, so (1818) Schillers Gedichte.[1]) Seine Hinneigung zu Schiller, die sich in mehreren Gedichten offenbart, stammt vielleicht schon aus dieser Zeit.

Durch einen Verwandten, den herzoglichen Kanzleidirektor Hardt, war er in seinem Vorhaben sich den Naturwissenschaften zu widmen noch bestärkt worden.[2])

Mit 17 Jahren, als der jüngste der Abiturienten, verließ Kobell am 30. Aug. 1820 das Gymnasium. Eine Reise nach Paris (1821) in Begleitung des Chemikers Vogel erweiterte seine Kenntnisse in der französischen Sprache und Literatur.[3]) Zweifellos kannte er auch Bernardin de St. Pierres Idylle „Paul et Virginie" (Pf. N. 174), sowie einzelne Dichtungen der französischen Neuromantiker, und Bérangers wein- und lebensfrohe Chansons gaben ihm wohl den Grundton zu manchem leichten Liede.

Von 1820 bis 1822 besuchte er naturwissenschaftliche Vorlesungen am Lyzeum in München, und erst am 11. November 1822 bezog er mit seinem Bruder Wilhelm die Universität Landshut,[4]) um sich, wie dieser, nach dem Willen des Vaters dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Doch weit mehr fesselte ihn auch hier die Mineralogie, und zuletzt ließ ihn der gestrenge Vater gewähren. Vom fröhlichen Studentenleben hielt er sich nicht ferne, und in anakreontischer Manier feiert er die Freuden des Bacchus und der Liebe (L. St. 5).

Nach nur einjährigem Hochschulstudium[5]) folgte er seinem zum Konservator der Staatssammlungen in München ernannten Lehrer Joh. Nep. Fuchs als dessen Adjunkt nach seiner Vaterstadt, die er seither nicht mehr verließ.

Im November 1826 wurde er zum a. o. Professor an die von Landshut nach München verlegte Universität berufen, und ein paar Wochen später führte er seine Jugendgeliebte, sein Bäschen Karoline, als Gattin heim.

[1]) Reutlingen 1817.

[2]) Brief Hardts an Kobell. d. d. 20. Jan. 1820.

[3]) Eine kleine Reminiszenz an diesen Aufenthalt in Paris findet sich noch 1858 in W. D. M. IV. Bd. 141 und W. A. 221.

[4]) General-Repertorium über sämtliche an der Ludwigs-Maximilians-Universität immatrikulierte Studierende 1861, 57.

[5]) L. v. Kobell, Eisenhart u. a. geben irrtümlich ein dreijähriges Universitätsstudium an.

So konnte er in einem Alter, in welchem tausend andere noch mit allen Widerwärtigkeiten des Lebens zu kämpfen haben, sich eines behaglichen sorgenfreien Daseins erfreuen. Und auch auf seinem fernern Lebenswege blieb er ein Liebling des Glückes, der die Bitterkeit der Sorge fast nur vom Hörensagen kannte. Daher zieht durch die Mehrzahl seiner Dichtungen ein sonniger Humor, wie er eben nur einem sorglosen Gemüte entquillt.

2. Reise nach Griechenland.

Als sein Schwiegervater, Staatsrat Egid von Kobell, zum Mitglied der Regentschaft für den minderjährigen König Otto von Griechenland berufen wurde, begleitete ihn Kobell dahin.

Die poetische Frucht dieser Reise sind 14 hochdeutsche lyrische Gedichte (B. I), die trotz unverkennbarer Anlehnung an Schiller einen eigenartig kräftigen Ton anschlagen.[1] Die Form ist freilich mitunter noch versifizierte Prosa,[2] reich an Flickwörtern.[3] Auch gezwungene Wortstellungen (Nr. 2 Str. 2 V. 1 u. 2 und Str. 3 V. 3 u. 4, Nr. 6 Str. 6 V. 3, Nr. 7 Str. 8 V. 4), seltsame Bilder („der Gott weht", „die Zeit nagt an ihren Kindern", Nr. 8 Str. 7 V. 3 u. 4 und Str. 10 V. 2), ja grammatikalische Verstöße (Plural „Wässer", Nr. 1 Str. 2 V. 1, ferner 1, 4, 3 u. 4) und Dialektausdrücke („Gespiel" statt Spiel, Nr. 6, 6, 1, „gefreut" statt erfreut Nr. 7, 4, 2) fehlen nicht.

Die hier von Kobell gebrauchte Strophenform (vierfüßige Jamben, der zweite Vers akatalektisch, die übrigen Verse hyperkatalektisch) mit dem Reimschema a b c c rechnet Beyer[4] zu den Dilettantenstrophen.[5]

Vor dem Auge des Dichters ersteht das alte glänzende Hellas; er schwärmt hin zu den Tagen der Mythe und der Heldensagen (Nr. 2

[1] 9 hievon erschienen im Tr., 10 in den Gedichtsammlungen von 1841 bis 1843, 6 in der Sammlung Hd. Ge. von 1852, alle unter dem Titel „Erinnerungen aus Griechenland"; 3 blieben ungedruckt. Die nun folgenden Nummern beziehen sich auf die Gedichtsammlung von 1841.

[2] Die Verba „sehen, stehen, zeigen, ziehen, tragen" treten u. a. häufig auf, besonders in Nr. 1, 2, 3, 5, 9 u. 10.

[3] „Nun, wohl, da"; cf. auch Nr. 5 Str. 6 V. 1.

[4] Deutsche Poetik, I. Bd. § 201, 10.

[5] Kobell wendet sie außerdem noch an in „Carpe diem" (Ged. v. 1841, 31 und, mit kleinen metrischen Änderungen, in Obb. Ge. 168, sowie in den Idyllen „'s schö' Lisei", „Der Heiretsstoa'" und „Der Hausl vo' Finsterwald"; seit 1845 jedoch nicht mehr.

Str. 5 V. 3 u. 4); doch die überall sichtbaren Spuren des Verfalls entlocken ihm bittere Klagen (Nr. 5 und 8). Er ist kein Philhellene, wie Ludwig I. von Bayern, Wilhelm Müller, Waiblinger und Pfizer, und seine Anspielungen auf den eben beendeten Freiheitskampf der Griechen sind ganz allgemeiner Natur (Nr. 2 Str. 4 V. 4, Nr. 6 Str. 5 V. 1 u. 3, Nr. 9 Str. 5 V. 1 u. 2 u. Nr. 10). Ja, in seinem Reisetagebuch, das von scharfer Beobachtungsgabe und richtiger Beurteilung der wirklichen Sachlage zeugt, bezeichnet er das Vorgehen der Griechen direkt als Empörung.[1]) Außer der epochemachenden Schrift Fallmerayers „Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters“ (1830) haben ihn wohl am meisten persönliche Eindrücke zu dieser nüchternen Auffassung der Dinge bestimmt. Die Erinnerung an diese Reise taucht auch noch in späteren Gedichten auf (so Obb. Ge. 31, Pf. Ge. 145, Hde. Ge. 141 u. 160).

Daß er von dem griechischen Volke keine hohe Meinung hatte, beweist auch sein Gedicht „Der Nußhecher“ (Obb. Ge. 192),[2]) in welchem er seine Landsleute vor den Griechen warnt (St. 2 V. 3 u. 4) und folgende, nichts weniger als schmeichelhafte Charakteristik anschließt (Str. 6):

„Die griechisch'n Vög'l, die mehrern san
Vom Habicht- und Adlerg'schlecht,
Bei selli Kamerad'n, no ja, da kimmt
A' boarischer Nußhecher recht!“

3. Wissenschaftliche Tätigkeit.

Abgesehen von einigen unbedeutenden Jugenddichtungen,[3]) sind die auf klassischem Boden entstandenen Lieder die ersten Offenbarungen von Kobells Muse. Nun tritt eine fast vierjährige Pause in seiner

[1]) „Das neue Corinth ist bis auf wenige größtentheils erst nach dem Revolutionskriege erbaute Häuser eine traurige Ruine.“

[2]) Die Entstehung dieses leider nicht handschriftlich erhaltenen Gedichtes verlegt Luise von Kobell (L. Sk. 17) in die Zeit seines Aufenthalts in Griechenland, also in das Jahr 1834. Dagegen spricht jedoch neben der späten Veröffentlichung (in der Sammlung oberbayerischer Gedichte von 1843) die Korrektheit der Form, die Kobells ersten Dialektgedichten mangelt, sowie der Umstand, daß das dem Gedicht zu Grunde liegende Begebnis (Str. 1 V. 1) in dem Tagebuch des Dichters nicht verzeichnet ist, während er sonst hier die übrigen in den „Erinnerungen aus Griechenland“ erzählten Episoden getreu berichtet.

[3]) L. Sk. 5.

dichterischen Produktivität ein (bis 1838), zum Teil wohl veranlaßt durch seine emsige wissenschaftliche Tätigkeit.

Kobell hatte sich als Gelehrter bereits vielfach ausgezeichnet, ehe er seinen Dichterruhm begründete, und als Verfasser von überaus praktischen Lehrbüchern, als Erfinder der Galvanographie und des Stauroskops, als bewährter Forscher auf dem Gebiete der Morphologie und Kristallographie wurde er bald von allen Fachgenossen geschätzt.[1]) Mit den bedeutendsten derselben stand er in regstem brieflichem Verkehr, besonders mit Breithaupt und Kopp (Heidelberg), Gustav Rose und Naumann (Leipzig), Knop (Karlsruhe), Rath (Bonn), Scheerer (Freiberg), Fischer (Freiburg), Sandberger (Würzburg), Haidinger und Tschermak (Wien), Zepharovich (Krakau), Damour (Paris), Nordenskjöld (Stockholm) und Dana (New-Haven).

Zepharovich gesteht in einem Briefe an Kobell (17. Juli 1859), daß er seinen schönen, anerkannt verdienstlichen mineralogischen Leistungen stets die tiefste Bewunderung gezollt habe, und Prof. Frenzel in Freiburg schreibt (15. Juli 1873): „Die Namen Kobell und Rath waren von jeher Sonnen an meinem mineralogischen Himmel.“

Daß dabei seine Neigung zur Poesie nicht verkümmerte, geht aus einem Briefe an seine Tochter Marie in Göttingen vom 22. März 1860 ganz deutlich hervor. (B. IV.)

Sein Lebenselement war, wie Th. Scheerer in einem Briefe an ihn (29. Nov. 1873) darlegt, „die Vereinigung der wissenschaftlichen Beschäftigung mit aktivem Naturgenuß und ausübender Dichtkunst.“

Von seiner wissenschaftlichen Tätigkeit plaudert er in E. 5 u. 211:

„Ich schaffte im Laboratorium
Mit chemischer Analyse,
Es kochte und glühte ringsherum,
Ich röstete schweflige Kiese.“

Dem engherzigen, pedantischen Gelehrten versetzt er zuweilen einen wohlgezielten Hieb. So hat nach seiner Ansicht der Fröhliche mehr Philosophie im Kopf als mancher, „der auf dem Katheder steht und sich um sublime Systeme dreht“ (Pf. Ge. 167).

---

[1]) Eine eingehende Darlegung seiner *wissenschaftlichen* Bestrebungen und Erfolge enthält *Karl Haushofers* bei der Kgl. b. Akademie der Wissenschaften veröffentlichte Denkschrift „Franz von Kobell“. Als Kuriosum sei erwähnt, daß *Richard M. Meyer* in seinem „Grundriß der neueren deutschen Literaturgeschichte“, Berlin 1902, dieselbe in Nr. 1674 in die Arbeiten über die — „*Lustspielwelt*“ einreiht.

Bemerkenswert für die Auffassung seines dichterischen und wissenschaftlichen Berufes ist auch sein Ausspruch (E. 77):

„In den Blumen blühen der Erde Gedichte,
In den Steinen aber ruht ihre Geschichte."

Sein erstes Gedichtbuch nannte er nach einem drei Oxyde enthaltenden Mineral, mit dem er sich damals beschäftigte, „Triphylin", und eine poetische Genesis der Erde („Die Urzeit der Erde") konnte nur ein Dichter-Gelehrter von so gründlicher Fachkenntnis wie er schreiben.

Auf seine Lehr- und Forschertätigkeit deuten auch Hd. Ge. 18, Pf. Ge. 16 u. 38, E. 9, 11, 210, außerdem der Abschnitt „Universität" in E. 143—168, ferner einige Bilder („die Wissenschaft ein Baum, die Gelehrten dessen Wurzeln" E. 145, die Bordeaux-Weine „in rotem Talare". Bacchus „studiert wie e' rechter Gelehrter" Pf. Ge. 210, „ein Lied dringt wohltätig farbig zum Herzen, wie ein prismatischer Sonnenstrahl" Pf N. 175, „die Wissenschaft flutet im Glanze geistiger Wellen" (E. 150 2c.).

Die wissenschaftliche Beschäftigung erweiterte und vertiefte den Inhalt seiner Poesie und regte ihn wiederholt zur dichterischen Behandlung philosophischer Fragen an.

Neben seinem gelehrten Berufe pflegte er mit seltenem Eifer das Weidwerk, und diese Doppelneigung prägt sich besonders in seiner mundartlichen Poesie deutlich aus. In den pfälzischen Dialektgedichten tritt uns der kühl-besonnene, ironisierende Gelehrte, in den oberbayerischen Dichtungen der feurige, derbwitzige Weidmann entgegen.

4. Jagd.

Die Jagd enthüllte ihm den Zauber der Hochgebirgswelt[1]), die den Hintergrund vieler seiner Dichtungen bildet. Hebel besieht sich die Welt von der Bauernstube aus, lebt mehr im Dorfe und im Hause als in Wald und Feld;[2]) Kobell dagegen pflückt „das Edelweiß der Poesie" auf hohen Felsenzinnen.

Gerne verlegt er daher den Schauplatz seiner Handlung in diese Region (Obb. Ge .37, 48, 61, 76, 94, 107, 159, 198, 218, 292, 323, 337, 375, H. v. F. 26, 33, 53, 63, 103, 119, 126) oder in den Hochwald (Obb. Ge. 20

[1]) Diese feiert er in Hd. Ge. 68, 71, 73, 83, 88, 93, 96, Obb. Ge. 84, 174, 310, H. v. F. 27, 73, Ge. b J. M. II. 22, E. 19.

[2]) Berthold Auerbach, Schrift und Volk, 1846, 97.

23, 33, 40, 44, 65, 103, 117, 155, 168, 222, 263, 266, 273, 278, H. v. F. 47, 51, 83) oder auf die einsame Alm (Obb. Ge. 1, 8, 128, 328, 350, 368, H. v. F. 8, 29, 75).

Einzelne Geschichten spielen sich ganz oder nur zum Teil auf der Bergstraße oder auf einem Bergpfade ab (Obb. Ge. 50, 55, 176, 313, H. v. F. 70, 144), an einem See (Obb. Ge. 48, 182) oder überhaupt im Freien, ohne nähere Bezeichnung (Obb. Ge. 60, 126, 146, 209, 228, 304), auch im Garten (Obb. Ge. 14, 105, 213), vor der Kirche (ibid. 158, 253), vor dem Hause (ibid. 31, 99, 153, H. v. F. 16, 112, 131, 135) oder auf der Schießstätte (Obb. Ge. 341, 356).

Ausnahmsweise führt er uns auch in die eigentliche Bauernstube (Obb. Ge. 120, 180, 194 u. 321, H. v. F. 38, 67, 79, 122, 140), weit öfter jedoch in die Wirtsstube (Obb. Ge. 96, 143, 150, 166, 201, 237, 243, 312 u. 319, H. v. F. 20) und am liebsten in das gemütliche Heim des Jägers (Obb. Ge. 5, 11, 16, 28, 249, 268, 288, 302, 340, 356, 362 u. 370, H. v. F. 3, 24).

Das Weidwerk brachte ihn auch in engste Berührung mit den Älplern und vermittelte ihm eine gründliche Kenntnis ihrer Sprache und Sitte.[1])

Von 1827 an verbrachte er den Sommer mit seiner Gemahlin, die ihm mit der Zeit drei Töchter (Luise, Maria und Emma) schenkte, auf dem Landgut seines Schwiegervaters in Egern (cf. Pf. Ge. 83 Str. 1). Im Herbste jedoch hielt ihn die Jagdleidenschaft Wochen lang von den Seinen fern, so daß er zuletzt den Unmut der Gattin kaum mehr beschwichtigen kann. „Nix als Jage' un' nix als Jagd, hot die Fraa' gezankt" (Pf. Ge 143).

Von seinen ältesten Jagdgefährten sind der ritterliche Fürst Löwenstein und der kühne Adlerjäger Graf Arco-Zinneberg bemerkenswert.[2])

---

[1]) Den altbayerischen Dialekt hatte er schon in der Jugend in der Münchener Untermundart kennen gelernt, deren er sich im Verkehr zeitlebens lieber als der hochdeutschen Sprache bediente. „Ein hochdeutsches Individuum" als Jagdbegleiter ist ihm wenig erwünscht (W. A. 169). Stieler dagegen sprach ein klangvolles Hochdeutsch (W. D. M. Bd. LIII. 753). Auch in Briefen an vertraute Personen zeigt sich eine gewisse Nonchalence: „Der Gietl", „die Redwitz", „Sauwetter" rc., und hier finden sich im Dialekt gebräuchliche Ausdrücke und Wendungen, wie: „Der Morgen gehört mein, und da schreibe und lese ich."

[2]) Letzterem (cf. W. A. 146 f.) widmete er die „Erinnerungen an Berchtesgaden"; das frühe Hinscheiden des ersteren beklagt er, wie Pocci, in einem tiefempfundenen Gedichte (Obb. Ge. 4. Aufl. 118).

Sein Jagdglück war sprichwörtlich wie sein Jägerlatein;[1]) man sagte ihm nach, daß ihn die Gemsen aufsuchten.[2])

Sein Arbeitszimmer war mit Jagdtrophäen reich geschmückt, und selbst in der Stadt vermochte er sich von der bequemen Lodenjoppe nicht zu trennen.[3])

Die Freuden des edlen Gejaids preist er in zahlreichen prächtigen Liedern und in kernigen, echt volkstümlichen Weidsprüchen, die sich dem Besten, was wir in dieser Literatur besitzen, getrost an die Seite stellen können. Überhaupt vermochten bis jetzt nur wenige Dichter die Poesie der Jagd, namentlich der Hochgebirgsjagd, mit so frischen Farben, mit so lebendiger Begeisterung[4]), wie er, zu schildern (Hd. Ge. 68—97, J. u. W. L., Ge. d. J. M. II., Obb. Ge. 84, 174, 310).

Das Weidwerk bot ihm reichste dichterische Anregung; wer dieses nicht kennt, dem bleibt nach seiner Meinung „die dichtende Natur fremd" (Hd. Ge. 70 u. 74).

Jäger und Sennerinnen sind die Gestalten seiner meisten oberbayerischen Dichtungen, von seinen ersten Versuchen in dieser Mundart (Obb. Ge. 1 u. 8) bis zu seiner Novelle vom „Brandner-Kasper" (Schn. Gsch. 14); die Abbildung des „Dörperlebens"[5]) überläßt er anderen.

Selbst in der pfälzischen Dialektpoesie will er den Weidmann nicht ganz vermissen, (Pf. G. 21 u. 143, Pf. N. 35, 121 u. 179) und sogar die Beschreibung einer Auerhahnjagd (Pf. N. 145) fügt er hier ein.

Auch viele Motive in seinen Dichtungen entlehnt er dem Jägerleben, in erster Linie den unversöhnlichen Gegensatz zwischen dem wil-

---

[1]) Heigel, Essays, 1892, 333.

[2]) Brief Kobells an seine Frau (25. Okt. 1857). 1847 schoß er einen Hirsch mit 18 Enden (J. E. 15 u. Obb. Ge. 292) und im Herbst 1881 erlegte er seinen 262. Gemsbock. An seine Jagdlust erinnern u. a. E. 178 Str. 1 u. 2, Obb. Ge. 99.

[3]) Der schwarze Frack ist ihm ein Greuel, und mit Betrübnis sieht er „der Joppen Untergang, des Juchtenstiefels letzte Stunde" (E. 132).

[4]) „Meinoad a Jagn is a Pracht." H. v. F. 92. Mit freudigem Stolze gesteht er: (Hd. Ge. 69).

„Ein Weidmann bin ich und ich kenn' die Lust,
Wenn's im Gesträuch' und jungen Holze rauscht,
Und dann ins Freie tritt der Edelhirsch
Und um der Blätter leicht Geflüster rauscht."

[5]) In E. 91 vergleicht er die Sorgen mit „verstockten, trotzigen Bauern".

dernden Älpler und dem pflichttreuen Jäger (Obb. Ge. 209, 350, H. v. F. 7, 61, Obb. V. St. 27, 135, bzw. Schn. Gsch. 119), der nicht selten in einen Kampf auf Leben und Tod ausartet (Obb. Ge. 1, 94, 198, H. v. F. 78).

In anderen Gedichten spiegeln sich die Waghalsigkeit des Jägers (Obb. Ge. 292), die Freude über das Gelingen oder der Ärger über das Mißlingen einer Birsch (Obb. Ge. 99, 276; 28, 229), die hochgespannte Erwartung des Neulings (Obb. Ge. 65), die Voreiligkeit des verliebten Jägers (222), das Mitleid, das sich zuweilen in der Seele des rauhen Weidmanns regt (76), das köstliche Jägerlatein des Schützen (140)[1]) oder seltsame Jagdbegebnisse (40). Über den Sonntagsjäger ergießt der Dichter die Schale ätzenden Spottes (Pf. Ge. 21, Pf. N. 126, W. A. 267).[2])

Häufig überträgt er Probleme allgemeiner Natur auf das Jagdleben (Obb. Ge. 11, 16, 44, 91, 249, 312, 337, H. v. F. 3, 61, Obb. V. St. 3, 27, Schn. Gsch. 14, 80). Dadurch erscheinen sie uns in neuem eigenartig reizvollem Lichte.

Hie und da kommen ihm auch Ausdrücke in die Feder, wie sie nur in der Jägersprache geläufig sind. So gebraucht er z. B. auch von Menschen den Ausdruck „verenden", der doch nur bei Tieren üblich ist. („A'm Platz, wo'r er verend't" Obb. Ge. 199, und „bis er verend't" H. v. F. 128).[3])

Nicht der Preis der Jagd, sondern das Ringen um denselben, „das kühne Wagen" zieht ihn mächtig an. (Hd. Ge. 90),

Kein Dichter vor ihm hat eine solche Fülle von Gleichnissen und Metaphern dem Gebiete der Jagd entnommen, wie Kobell.

Von keinem erschallt auch das Lob der Jagd so häufig als gerade aus seinem Munde. Kein Wunder; denn ihn hatte ja eine so leidenschaftliche Liebe zum Weidwerk erfaßt, daß er selbst (Schn. Gsch. Nr. 49) bekennt:

„Gaang d'Welt morg'n z'Grund,
Und so waar ma meinoad
Um d'Liab und ums Gjoad
Schon am mehrestn load."

---

[1]) Vgl. auch Pf. N. 129.

[2]) In W. A. 313 ruft er in tragikomischer Entrüstung aus: „O du schöne Diana, du guter St. Hubertus und Eustachius und Martinus, wie mögt ihr an so langweilige Pfuffer euere Gunst verschenken!"

[3]) Im W. A. sagt Kobell immer: **Der** Schnepf, **der** Otter, **das** Gambs; er überläßt die Untersuchung andern, ob **der** oder **die** richtiger sei (339) und verhehlt es nicht, daß es ihm „gegen den Mann geht", **Gemse** zu schreiben; denn „es heißt **Gambs** bei den Jägern im deutschen Lande" (119).

5. Charakterbild. Weltanschauung.

Schlicht wie die Tracht des Dichters war auch seine äußere Erscheinung.[1]) In dem kleinen Mann mit dem gebräunten Gesichte, den hinter buschigen Brauen hervorblitzenden Augen hätte man eher einen biederen Weidmann als den berühmten Gelehrten und Dichter gesucht.

Schlichtheit war auch der Grundzug seines ganzen Wesens; die eitlen Prahler und aufgeblasenen Hohlköpfe sind ihm tief verhaßt (Pf. Ge. 170, 172, 224).

Seine Bescheidenheit sticht wohltuend von dem starken Selbstgefühl Stelzhamers ab, der einen Vortrag seiner Gedichte bei König Ludwig I. einer bloßen Laune wegen mit den Worten verweigerte: „Könige gibt es mehr, Stelzhamer nur Einen!“ [2])

Ein erklärter Feind jeder Schmeichelei und Heuchelei (Obb. Ge. 168, Pf. Ge. 19), verleugnete er auch im Verkehr mit Höherstehenden, selbst mit fürstlichen Personen, seine offene, gerade Natur nicht (U. Z. 278).

Als echter Altmünchener zeigte er sich in der Wahl seiner Ausdrücke keineswegs ängstlich oder prüde,[3]) und manches altbajuwarische Kraftwort von klassischer Derbheit, mancher Kernfluch entschlüpften seinem Munde.[4]) Doch wurde er selten verletzend; seine Satire in Wort und Schrift hatte nie einen giftigen Stachel.

Besonders befleißigte er sich in wissenschaftlichen Meinungsverschiedenheiten stets der strengsten Objektivität. „Ich sehe,“ rühmt Dr. Kittel in Aschaffenburg (in einem Briefe an Kobell, 31. März 1874) „wie Sie lichtend und sichtend die Arbeiten anderer mit zarter Schonung emporheben, und wie Sie sich den Stangenzaum anlegen, um nicht

---

[1]) Vergl. die entsprechende Schilderung bei K. Th. Heigel (Essays aus neuerer Geschichte, 1892, 37) und bei Felix Dahn (Erinnerungen, 1892, Bd. III. 313). Ein Verzeichnis der Bildnisse und Büsten Kobells (von W. v. Kaulbach, Franz Seitz, Knoll, Benedikt König u. a.) enthält B. I.

[2]) Engl, Franz Stelzhamer, Biographie, 1874.

[3]) Alois Huber, „München i. J. 1819“, erwähnt (312), daß der Münchener jener Zeit „vielfältig sich verschiedener Ausdrücke bediente, die sonst als Beleidigungen genommen werden, wenn man die angenommene Sitte nicht kennt“.

[4]) An seine Frau schreibt er von London (22. Juni 1851): „Wir fluchten (voll Ärger über die kleinliche Handhabung der Zollrevision) weidlich englisch und deutsch und in allen Sprachen durcheinander.“ — Nach einer mündlichen Mitteilung Dr. H. Hollands rief er nach einem Vortrag Bluntschlis „über den Teufel“ in der Gesellschaft der „Zwanglosen“ aus: „Den Teifi soll der Teifi hol'n!“

auszuschlagen, zu verletzen." Auch Prof. Knop hebt es anerkennend hervor (14. April 1873), daß Kobell nicht geneigt sei, wissenschaftliche Differenzen der Anschauung persönlich zu nehmen.

Trotz seiner rauhen Außenseite besaß er ein sehr weiches Gemüt. Doch die „Rührungen" konnte er nicht leiden (Pf. N. 65). „Das Weinen lieb' ich nicht" gesteht er in E. 40.

An den Seinen hing er mit großer Liebe. Von seinem Familienglück geben seine Liebeslieder in Mundart und hochdeutscher Sprache, ferner Pf. Ge. 196 und E. 97 deutlich Kunde.

Seinen zahlreichen Freunden bewahrte er unentwegte Treue (cf. E. 36).

Auch ein lebhaftes Gerechtigkeitsgefühl wohnte ihm inne. „A G'rechtigkeit muaß sei'!" sagt der alte Spenglermeister in seinem Gedichte „Von der Agnes Bernauerin" (Obb. Ge. 124).

Nach „Jäger Art" ist er ein „Freund von Hund und Roß" (E. 101) und ein Liebhaber der Bäume (E. 8 V. 1; 19 V. 1—4; Hd. Ge. 13, 137, Obb. Ge. 44, Schn. Spr. 39, Nr. 65, Nr. 130, 131; 80, Nr. 177, 281) und Blumen [1] (Schn. Gsch. 128, 135, 165, 198, 277, Schn. Spr. 235, 236, Obb. Ge. 14, Pf. Ge. 222, Hd. Ge. 49, 138, E. 23, Str. 1 u. 2), besonders von Maiglöckchen (Schn. Gsch. Nr. 176), Nelken (Schn. Spr. Nr. 69, 112), Rosen (Schn. Spr. Nr. 22, 117, 182, H. v. F. 44, Hd. Ge. 46, 60, E. 62. V. 2) und von Almrosen und Edelweiß (Obb. Ge. 47, 72, 84. 197, 337, H. v. F. 104, 112, Pf. Ge. 232, Hd. Ge. 88, 221, E. 32, 40, 72, Schn. Gsch. Nr. 178, E. 69, Nr. 1; 72, Nr. 1). Daher ist er auch kein Freund des grämlichen Winters und sieht „das Grün lieber als das Weiß" (W. A. 414).

Aus dem großstädtischen Treiben flüchtet er sich oft in die „lieben Berge, das einzige Asyl für Poesie, wo man das Schnauben der Dampfmaschinen und das Eisenbahngerumpel nicht hören und die wogende Menschenflut nicht sehen muß." [2] „Er ist eine idyllische Menschennatur" (Pf. Ge. 232). Sein Leben floß dahin wie eine heitere Idylle, nur selten umbrandet von dem Lärm der politischen und sozialen Wirren und Kämpfe.

Der vertraute Umgang mit der Natur lenkte seinen Blick nach oben.

„Wie gleimer beim Himmi, wie sicherer bist,
Daß di' dei' Schutzpatron nit vergißt." (Obb. Ge. 174.)

---

[1]) Die Jugendschriftstellerin Isabella Braun schreibt ihm (1881): „Jedes freut sich, Sie mit einem Sträußlein am Hute durchs Thor wandeln zu sehen."

[2]) Stille Bäume sind ihm lieber als „raatschedi Leut!" (Schn. Spr. Nr. 185.)

Aus mehreren Gedichten klingt sowohl sein unerschütterliches Gottvertrauen als auch sein Glaube an einen weisen Weltordner (Obb. Ge. 5, 20, 44, 79, 105, 148, V. 7 u. 8; 304, 309, 383, Hd. Ge. 122, 124, 130 u. 132, Pf. Ge. 50 u. 139). Religion war ihm Herzensbedürfnis. Der „Sammler“ 1875 Nr. 47 erteilt ihm das Prädikat „stadtbekannt ein treuer Sohn seiner katholischen Kirche“. Doch war er bei aller Betonung seines konfessionellen Standpunktes (Pf. Ge. 180, Str. 3, E. 116, V. 16) gegen Andersgläubige tolerant; er zählt nicht nur Protestanten, sondern auch den böswilliger Weise als „Atheisten“ verschrieenen Carriere zu seinen Freunden.

Dem bayerischen Gebirgsvolk schreibt er mit Recht eine innige Marienverehrung zu, die sich in häufiger Anrufung der Gottesmutter äußert (Obb. Ge. 21 V. 8, 220 V. 18, H. v. F. 113, Schn. Gsch. 124).

Ergreifend in seiner Naivetät wirkt das Gebet des Edelweißbrockers (Obb. Ge. 73):

„Ja, liabi Frau, i bitt' di' schö',
Wann d' Laane ebba bricht,
So denk auf mi und mach, daß halt
Mein Edelweiß nix g'schicht!“

Die eingebildete Tugend bekämpft er mit den schärfsten Waffen des Spottes (Pf. Ge. 74), und auch die rein äußere Frömmigkeit ist ihm ein Greuel.

„Was Heiligs drinn im Herz'n
Is besser, als an der Wand.“ (Obb. Ge. 203).

Sein „Gebetbuch“ ist die „Natur“; sie stimmt ihn noch mehr zur Andacht als selbst der Petersdom und das hl. Haus von Loretto (Hd. Ge. 143).

Trotz seiner persönlichen Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit[1]) (J. E. 15 u. 22, L. Sk. 66) ist er als ein richtiger Jäger nicht frei von Aberglauben. „Es ist etwas Eigentümliches um solchen jägerischen Aberglauben, und wenn man auch sonst sattelfest, so weht er einen doch manchmal an.“ (J. E. 16).

Die meisten Erfolge in seiner wissenschaftlichen, dichterischen und weidmännischen Wirksamkeit verdankte er nicht so sehr seiner Begabung,

---

[1]) Obb. Ge. 292 stellt eine Verherrlichung der Kühnheit des Jägers dar. Ohne jegliche Ruhmredigkeit erzählt er in J. E. 6 u. 7, wie ihn das Aufziehen an den Latschen (Bergföhren) zweimal aus drohender Lebensgefahr rettete.

als vielmehr seiner erstaunlichen Energie, seinem bis zum Enthusiasmus steigenden Eifer,[1]) mit welchem er ein einmal erstrebtes Ziel verfolgte.

Nach des Tages Last und Arbeit suchte und fand er Erholung im trauten Freundeskreise. Hier erfreute er sich wegen seiner Unterhaltungsgabe außerordentlicher Beliebtheit. Er war ein Meister auf der Zither, die er in seinen Dichtungen wiederholt erwähnt (Schn. Gsch. Nr. 157, 158, 232, 233, Obb. Ge. 30, 88, 113, 235, 254, 372, Pf. Ge. 135, E. 37, Hd. Ge. 157), ein vorzüglicher Interpret seiner eigenen poetischen Schöpfungen, und bei den lebendigen und plastischen Erzählungen seiner Jagderlebnisse konnte man sich in den grünen Wald hineinträumen (H. Pl. I, 245).

Denn sein Wahlspruch „Carpe diem!“ (Horat. Od. I, 11, 8)[2]) bezog sich nicht nur auf emsige Pflichterfüllung, sondern auch auf heitern Lebensgenuß, eingedenk einer andern Mahnung des venusinischen Sängers:

„Dona praesentis cape laetus horae et
Linque severa!“ (Od. III, 8).

Er ist Epikureer im besten Sinne des Wortes. Nicht die Befriedigung grobsinnlicher Leidenschaften, sondern behagliche Lebensfreude (Pf. Ge. 63) ist das Ziel seiner Wünsche; von Weltflucht und Hypochondrie will er nichts wissen:

„Hast koa' Freud' auf der Welt
Nacha pack' no' glei zamm.
Und geh die nit im Weg um,
Die a' Freud' damit hamm.“ (Schn. Spr. Nr. 21).

„Genieße,“ mahnt er, „aber frage nicht (E. 8); denn nicht um den Tod kam Geschaffenes her.“ (E. 33).

Als erstrebenswerte Genüsse betrachtet er Wald (Naturgenuß), Wild (Jagd), Wein und Weib; das sind ihm „die rechten Vier“. (E. 95). Daher nimmt neben dem Preise des edlen Gejaids die Verherrlichung des Weins[3]) und des Trinkens (Pf. N. 102, Pf. Ge. 12, 31, 92, 113, 117, 135, 145, 158, 175, 177, 179, 186, 192, 208, 218, 227, 235, Schn. Spr. Nr. 95, 96, 98, 138, 240, J. u. W. L., Hd. Ge. 98—118, 211 u. 216, A.

---

[1]) Karl Haushofer, Denkschrift 1884. 20.

[2]) Cf. E. 96, 122, Ged. v. 1841, 31. In W. A. 409 übersetzt er denselben folgendermaßen in die Jägersprache: „Carpe diem, d. h. wenn du heute einen Schnepfen schießen kannst, so warte nicht damit bis morgen!“

[3]) Auch den „Bock“ (das Bockbier) feiert er in Obb. Ge. 190, 327, E. 209—231.

E., E. 25, 63, 107—168, 239), sowie des Liebesglückes (Obb. Ge. 14, 31, 56, 64, 68, 90, 111, 146, 152, 162, 233, 276, 345, H. v. F. 44, 97, 145, die Pf. N., ein großer Teil der Schn. Spr., Pf. Ge. 28, 42, 117, 120, 124, 137, 151, 216, Hd. Ge. 6, 8, 44, 46, 49, 58, 136, 153—156)[1]) einen breiten Raum in seinen Dichtungen ein. Mit Wein und froher Laune ladet er die „Karthaune" zum „Krieg gegen die Zeit" (E. 138).

Sein Lebenselement ist der Humor, ein „Tausendkünstler" (Brief an Kerner 17. Nov. 1856), mehr wert als alles Geld und Gut (Pf. Ge. 166). Fast in allen seinen Dichtungen taucht er auf und zwingt uns unwillkürlich zur Heiterkeit. Er gibt die Parole aus: Fort mit der „Langweiligkeit" (Schn. Gsch. Nr. 249), fort mit den quälenden Sorgen! (E. 91.)

Seine Lustigkeit ist echt, nicht gemacht, und es kommt ihm wirklich vom Herzen, wenn er sich vornimmt, fröhlich zu sein,

„Wier a' Lerchei, bal's singt,
Wie der Spielho' in' Falz,
Der im G'ringl'-rumspringt." (Schn. Gesch. Nr. 12.)

Als treuer Sohn Altbayerns hängt er fest an seinem Heimatlande. Seine partikularistische Gesinnung ist in den Zeitverhältnissen wohl begründet. Die kleinlichen Sonderinteressen erstickten damals den großen Reichsgedanken in den deutschen Bundesstaaten. Auch Bayern wachte eifersüchtig über den in den napoleonischen Kriegen errungenen Macht- und Gebietszuwachs.[2])

Kobell betont zwar seinen deutschen Standpunkt:

„Deutsch woll' ma' sei', san's allwei' gwest,"

doch setzt er gleich hinzu:

„Aber boarisch woll' mer aa' bleib'n." (Obb. Ge. 204.)

Sein Ideal ist der „boarische Löb" mit seinem „sakrischen Gebiß" (Schn. Gsch. Nr. 283), der mit Adlern aller Art raufen mußte (Obb. Ge. 79) und stets siegreich blieb (cf. Schn. Sp. Nr. 90, 91, 297—303, E. 72, 80, Obb. Ge. 225).

---

[1]) Ebenso oft jedoch ist er ein Dolmetsch des Liebesleids (Obb. Ge. 24, 26, 31, 37, 82, 96, 126, 150, 172, 228, 278, 290, 315, 331, H. v. F. 20, 100, Pf. Ge. 76, 89, 106, 115, 160, 226, Hd. Ge. 10, 14, 25, 28, 37, 40, 48, 51, 54, 56, 57, 63, 66, 158).

[2]) Bezeichnend für den Partikularismus jener Tage ist der Umstand, daß noch 1862 von der Polizei den bei einem Turnfeste in München versammelten Turnern untersagt wurde, außerbayerische Fahnen zu entfalten. (Stuttgarter Morgenblatt, 1862, Nr. 32.)

Für Napoleon hegt er keine Sympathien[1]) (H. v. F. 117 Str. 4 u. 5).

In den Anspielungen auf den Befreiungskampf der Tiroler (Gsch. Schn. 18, 128, Obb. B. St. 68 u. 149, H. v. F. 115, E. 191, B. 14) stellt er in dem „Flori" bezw. der „Traudl" Idealgestalten von Tirolern auf.[2]) Bemerkenswert ist auch seine Hochschätzung Andreas Hofers (H. v. F. 123 Str. 4, 124, Str. 3 u. 4).

Wie die Mehrzahl der Bayern vor 1870, nahm Kobell einen großdeutschen Standpunkt ein. Nach der für die Österreicher unglücklichen Schlacht bei Montebello im italienischen Kriege 1859 richtet er an Preußen einen feurigen Appell, den bedrängten „Brüdern" zu Hilfe zu eilen und den „fränkischen Vandalen" zu züchtigen (handschriftlich erhaltenes Sonett vom 28. Mai 1859).[3])

Gleich Horaz, will Kobell in philosophischer Hinsicht auf keines Meisters Worte schwören (Ep. I. 1, 14).

Wie aus einem Brief des Philosophen Joh. Huber[4]) (2. Aug. 1859) hervorgeht, wünschte er ein System der Naturphilosophie, das „die letzten Rätsel" lösen könne.

„Hegel, Voltaire und die Cumpanie" fertigt er mit feiner Ironie ab (Pf. Ge. 98); gegen Darwins „schnöde Lehre" wendet er sich voll Entrüstung (E. 121), und Spinoza charakterisiert er (E. 82) mit den Worten:

„Du, dem Jegliches gleich, der das Gute nicht kennt und das Böse."

Die gemütvolle Weltanschauung der Zopfzeit, welche die Erde für die beste aller Welten[5]) mit der denkbar trefflichsten Einrichtung hielt (H. Pl. I, 131), verspottet er in köstlicher Weise (Pf. G. 38, 61), wie die Seelenwanderungstheorie in E. 235. Die Prinzipien des Materialismus

[1]) Die schmähliche Begeisterung der Deutschen für Napoleon I. beklagt noch Herwegh 1841 („Gedichte eines Lebendigen" 89):

„Wann hängt einmal in deutschen Hütten
Der Hutten statt des Bonaparte?"

[2]) Auch die Personen der Obb. Ge. 91 u. 126 sind Tiroler. Doch Pf. Ge. spricht er von den „groben", Obb. B. St. 72 von den „zwidern Tirolern" und satirisch von dem „Woascht wöll".

[3]) Cf. Beilage.

[4]) Mit ihm wurde er durch die „Zwanglosen" befreundet, und dessen „Geschichte der Kirchenväter" (E. 248) legte er Max II. vor. Über seine Stellungnahme zu Schelling läßt er sich nicht vernehmen.

[5]) Dieser Meinung tritt er auch in Pf. Ge. 19 entgegen: „Die Welt is voll Betrug un' voller Hinnerlischt."

sucht er ad absurdum zu führen: „Wenn die Spekulanten des Materialismus Recht hätten, indem sie den Phosphorgehalt des Gehirnes als den Vater der Gedanken anbeten, so müßten die Gemsen die gedankenreichsten Wesen auf der Welt sein."

In seinen Dichtungen schnitt er manchmal bedeutsame philosophische Fragen an. Die Erde ist ihm (ähnlich wie Klopstock)[1]) nur eine Perle, ein Samenkörnlein im Ozean der Sterne (Hd. Ge. 18). Mit Tod und Jenseits beschäftigten sich Hd Ge. 11, Obb. Ge. 237 u 243, ferner Schn. Gsch. 14. Besser als das Grübeln über den Zweck der Welt und der Menschheit (E. 8) dünkt ihm froher Lebensgenuß, zu welchem die Natur selber einlädt (Obb. Ge. 240).

Die Menschen sorgen sich um Nichtigkeiten (Obb. Ge. 228, Pf. Ge. 198); sie suchen das Glück in einem Vielerlei irdischer Güter (Hd. Ge. 161, Obb. Ge. 188), oft in Gut und Geld (Obb. Ge. 33), in unerreichbaren Dingen (ibid. 201, 300), statt in Genügsamkeit und Zufriedenheit mit ihrem Lose (ibid. 231, 319, 330), und erkennen es erst, sobald es ihnen entschwunden ist (ibid. 8).

Ein einziges Mal betritt er auch das Gebiet der Pädagogik und geißelt die verkehrte Erziehungsmethode scharf, aber völlig zutreffend. (Pf. Ge 13).

In Kobell sind zwei gegensätzliche Anschauungen harmonisch vereinigt: epikureische Philosophie und Religiosität.

Trotz seines gläubigen Sinnes steht er oft wehmutsvoll vor einem „bangen Rätsel, schuldloses Leid genannt" (Hd. Ge. 121, 132 Str. 2, 144, 206, Obb. Ge. 18).

Er beklagt die Menge des Elends und Übels auf der Erde (Pf. Ge. 37), ohne, wie Leibniz, Shaftesbury u. a., eine Rechtfertigung Gottes zu versuchen.

Alles in allem: Kobell war ein echter Altbayer mit den Vorzügen und Schwächen dieses Volksstammes, bei aller Derbheit wieder von gewinnender Herzlichkeit und Gutmütigkeit; rechtliebend ohne Rechthaberei, bescheiden ohne Kriecherei, frommgläubig ohne religiösen Fanatismus oder Intoleranz, von seltenem Freimut, ohne Bitterkeit, heiterem Lebensgenuß ergeben, ohne die geringste Ausschweifung, von fröhlicher Sinnesart und voll Teilnahme auch für fremdes Leid.[2])

[1]) „Die Frühlingsfeier."

[2]) Die „Allgem. Zeitung", 1893, Nr. 104 rühmt Kobells natürliche, ungeschminkte Liebenswürdigkeit, seine Jugendfrische und sein ehrliches Wohlwollen.

Der „Brandner Kasper“, der sein ganzes dogmatisches Lehr- und Glaubensgebäude enthält (Allg. Ztg. 1883 Nr. 22), und der „Bayerisch-zeller“ (Pf. Ge. 231) tragen vor allen andern Gestalten seiner Muse deutliche Züge des Dichters an sich.

6. Literarische Anregungen durch „Altengland“ und die „Zwanglosen“.

Das verhältnismäßig späte Auftreten Kobells als Dichter erklärt sich zum Teil aus dem damaligen Tiefstande des literarischen Lebens in München.

Bayerns Metropole blieb unter König Max I. eine etwa 50 000 Einwohner zählende Stadt von Kleinbürgern, Staatsbeamten und Hofbediensteten, mit schmalen Häusern in allen möglichen und unmöglichen Baustilen, mit engen, schlecht gepflasterten Straßen, zeitweilig belebt durch die Schrannenbauern und die Tölzer Flößer.[1])

Das patriarchalische Glück der Bewohner störte noch kein nervöses Hasten und Ringen ums Dasein. Trotz der viel schärfer ausgeprägten Standesunterschiede standen sich Fürst und Volk näher, und der offizielle Spaßmacher sorgte hinlänglich für die Belustigung der getreuen Untertanen.[2])

Man muß sich diese Zeit vergegenwärtigen, um Kobells ewig rosenfarbene Laune, seine unversiegliche Lebensfreude verstehen zu können.

Unter Ludwig I. vollzog sich allmählich die Umwandlung der bayerischen Hauptstadt in die erste Kunststadt Deutschlands und die Verlegung der Universität erschloß ihr eine neue Quelle reichen Geisteslebens. Allein von einem Aufblühen der Dichtkunst war auch jetzt noch nichts zu verspüren.[3])

Platen war dem Heimatlande ein Fremdling geworden und kam nur ab und zu als Gast nach München, und der Dichter des „Belisar“ mußte 1831 seinen ständigen Wohnsitz nach Regensburg verlegen.

---

[1]) Max Haushofer, Allgem. Ztg., 1898, Nr. 36. cf. auch die Schilderung Alois Hubers „München i. J. 1819“, Saphirs „Süddeutsche enzyklopädische Humoralbriefe“ im „Deutschen Horizont“, 1833, 99 f. und Heines „Italien“ I, 2.

[2]) Prangerl war der letzte bayerische Hofnarr (U. d. 4 e. K. B. 98).

[3]) Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß der bayerische Volksstamm an der zweiten Blüteperiode unserer Literatur keinen Anteil hat; denn Jean Paul, Platen und Rückert gehören demselben nicht an.

Das von Adolph Schaden herausgegebene „Verzeichnis mehrerer z. Z. in Bayerns Hauptstadt lebender Schriftsteller“ (Gelehrtes München i. J. 1834“)[1]) weiß außer Platen, der sich damals nur vorübergehend (im Winter 1833/34) in München aufhielt, eigentlich nur zwei Dichter von Bedeutung anzugeben: Joseph Görres, eine Säule des Katholizismus,[2]) und Ludwig Aurbacher, wie sein Vorbild J. P. Hebel, einen gemütvollen volkstümlichen Erzähler.[3])

Im Hoftheater wurden neben den Meisterwerken unserer Klassiker und Shakespeares ebenso oft oder noch öfter Törrings, Schenks, Ifflands und Kotzebues Dramen, Körners, Schröders, Castellis, Ellmenreichs und Töpfers Lustspiele, Nestroys Possen, Raimunds Zaubermärchen, später Birch-Pfeiffers Rührstücke und Carl Feldmanns und C. M. Heigels Possen gegeben.

Mehr als das Theater, zog Kobell die seit 1819 bestehende, 1826 neu begründete Gesellschaft „Altengland“ an, welche einen Kreis von durch Adel der Geburt oder des Geistes hochstehenden Männern vereinigte, u. a. Herzog Maximilian von Bayern, Graf Wilhelm von Würtemberg, Graf Arco-Zinneberg, den berühmten Adlerjäger, Graf La Rosée, den späteren Erzieher König Ludwigs II., Oberstzeremonienmeister Graf Yrsch; die Gelehrten Steinheil, Martius, Rothmund, Schafhäutl, Zuccarini, Gietl und Aretin; die Dichter Pocci und Daxenberger; den Historienmaler Foltz, die späteren Minister v. d. Pfordten, Beisler und Hegnenberg-Dux, Bürgermeister von Steinsdorf, den Politiker Schauß, den Obermünzdirektor Haindl und den „Mephisto der Gesellschaft“, den witzigen Hofmedikus Koch.[4])

---

[1]) Kobell ist nur als mineralogischer Schriftsteller aufgeführt.

[2]) Seit 1827 Univ.-Prof. in München.

[3]) Schadens Verzeichnis enthält allerdings 87 Namen; doch sind dies größtenteils Vertreter der Wissenschaft. Von belletristischen Schriftstellern sind hier noch aufgezählt: Saphir, der jedoch 1834 München schon wieder verließ; Seb. Daxenberger (Karl Fernau), nach Schenks Tode als Herausgeber der „Charitas“ in weiteren Kreisen bekannt; Alois Joseph Büssel, Lyriker, Dramatiker und Romanschriftsteller, Verfasser des Textbuches zu Franz Lachners Oper „Catharina Cornaro“; A. Theodor Mörtl, Mitarbeiter der Zeitschriften „Eos“, „Grazien“, „Flora“, „Inland“; Hans Ferd. Maßmann, dessen Verdienste um das Turnwesen seine dichterische Leistungen weit überragen; Charlotte Birch-Pfeiffer, die spätere fruchtbare dramatische Schriftstellerin, und Schaden selbst, ebenfalls Dramatiker, und zwar hauptsächlich Lustspieldichter.

[4]) Archiv von Altengland.

Auch auswärtige illustre Gäste sah „Old England“ öfter in seiner Mitte, so die österreichischen Dialektdichter Castelli, Stelzhamer, Klesheim und Kaltenbrunner. Castelli ist ganz entzückt von dem anregenden Treiben dieser lebenslustigen Gesellschaft, die sich an traulichen Gesprächen, an der Mitteilung von Schwänken und am Durchhecheln der gegenseitigen Schwächen vergnügte,[1]) und widmet ihr ein scherzhaftes Gedicht „England in Baiern“.

Kobell trat schon 1827 bei und war bald wegen seines unversieglichen, derbkräftigen Humors außerordentlich beliebt. Den Stoff zu manchem schwankartigen Gedichte mag er hier erhalten haben. Seinen Freunden in Altengland setzt er in E. 129 ff. in einer eigenen Festgabe zur Jubelfeier des Vereins einen würdigen Denkstein.[2]) Mit den meisten Mitgliedern, besonders mit dem „edlen, langen Würtemberger“, der ihn mit dem brüderlichen „Du“ beehrte und mit schwärmerischer Bewunderung zu ihm aufblickte (A. E. 7), mit Koch und Pocci, verknüpfte ihn ein inniges Freundschaftsband. Gleich diesem fand er auch bald als „Meistersänger Kuno von Stein“ (U. d. 4e K. B. 163) Aufnahme in die aus 14 „Rittern“ bestehende Tafelrunde des poesiefreundlichen, zitherkundigen Herzogs Maximilian von Bayern.

Lange vor dem Eintritt des Herzogs in die Gesellschaft „Altengland“, der erst 1845 erfolgte, hatte sich zwischen ihm und dem Dichter ein vertrauliches Verhältnis gebildet, das bis zum Tode des letztern ungetrübt fortbestand. „Lieber Franzl“ redet er ihn in Briefen gewöhnlich an und unterzeichnet „Ihr Maxl“.

Die reiche Anerkennung des geistesverwandten Wittelsbachers, der die volkstümliche Dichtung überaus hoch schätzte, und seines Kreises spornte Kobells Schaffenskraft mächtig an.[3]) Der Herzog nahm leb-

[1]) Memoiren meines Lebens, 1861, Bd. III, 175.

[2]) „Erinnerungen für seine Freunde in Altengland“, 1876.

[3]) Bei einem Besuche in Gmunden (1846) veranlaßte Herzog Max den österreichischen Dialektdichter Anton Schosser zur Herausgabe seiner mundartlichen Poesien (Wurzbach XXXI, 248), und dem österreichischen Dichter Alexander Baumann widmete er seine Kompositionen „Der Zitherspieler“. Auch ein Gedicht Kobells „Der Vorwurf“ setzte er in Musik. Text und Komposition erschienen in dem von Hofrat Hermann herausgegebenen Kalender 1844. Bezeichnend für des Herzogs Kunstverständnis ist ein Brief d. d. Würzburg 5. Febr. 1855 an Kobell über eine Aufführung von R. Wagners „Tann-

haften Anteil an den wachsenden Erfolgen des Dichters. Dieser feiert schon 1839 seinen Mäcenas in einem hochdeutsch-oberbayerisch-pfälzischen Gedichte (E. 41),[1]) und noch 1878 preist er den Freund der Poesie und des edlen Weins (E. 44), dem er die Gedichte von 1841[2]) und die späteren Ausgaben seiner oberbayerischen Gedichte widmete. Auch Herzog Karl Theodor (E. 45) war ein warmer Gönner Kobells.[3])

In Altengland entdeckte Kobell sein Talent zur humoristischen Dichtung, und die 1836 unter dem Titel „Anglia Herold" von ihm herausgegebenen Wappen- und Bechersprüche sind die ersten Proben derselben.[4])

Vom 20. April 1838 bis 1840 erscheint unter der Redaktion des frohsinnigen „Lordmayors" der Gesellschaft eine handschriftlich verbreitete, illustrierte Zeitschrift unter dem Titel „Anglia Chronicle", mit humoristischen und satirischen Beiträgen der Mitglieder in Prosa und Poesie. Hier zeichnet Kobell neben witzigen Neckereien auf seine Freunde seine poetischen Reiseerinnerungen; sowie mehrere hochdeutsche, oberbayerische und pfälzische Gedichte auf.[5]) Ein großer Teil derselben ging in seine späteren Sammlungen über.

Mit freudigem Stolze sieht Anglia den Ruhm seines „Hofdichters", „des wein- und liebeatmenden Mirza-Schaffy", wie ihn die Chronik scherzhaft nennt, des Sängers „Schmiedfranzl",[6]) und dieser dankt ihr durch seine erste Sammlung von pfälzischen Dialektgedichten „Anglia Palatina" (1838).[7])

---

häuser": „Das ist eine herrliche, großartige Musik. Man hört Akkorde und Töne, die noch nie da waren. Sein (Wagners) „Lohengrin" ist noch eigenthümlicher."

[1]) Die Beziehungen Kobells zum Herzog datieren wohl von dieser Zeit an.

[2]) Die Gedichte von 1839 (Tr.) tragen noch keine Widmung.

[3]) Ihm sind die „Erinnerungen in Gedichten und Liedern" zugeeignet.

[4]) Zur Hebung des Gesanges innerhalb der Gesellschaft wurden u. a. kleine Sammlungen von Trink-, Jagd-, Alpenliedern und Schnaderhüpfeln herausgegeben. Doch ist hievon nichts erhalten.

[5]) „Anglia Chronicle" gibt wertvolle Anhaltspunkte über die Entstehungszeit mehrerer Gedichte Kobells und erzählt die Entstehungsgeschichte des Weinliedes (Hd. Ge. 98), das von Chelard, dem Komponisten der Oper „Macbeth", veranlaßt und vertont wurde.

[6]) Auf diesen Beinamen nimmt Kobell in E. 186 Bezug.

[7]) Cf. B. I.

Noch intensiver jedoch ist der Einfluß der „Zwanglosen“ auf Kobell. Diese Gesellschaft wurde von Franz v. Elsholtz (1791—1872), einem großen Freunde und Förderer der Literatur,[1]) in Gemeinschaft mit Apollonius Aug. Freiherrn von Maltitz (1795—1870)[2]) und Friedrich August Freiherrn von Zu-Rhein (1802—1870)[3]) begründet.

Während „Altengland“ ausschließlich der Geselligkeit huldigte und lange Zeit nur einen einzigen Poeten (Kobell) besaß,[4]) war die „Zwanglosia“ im Anfang ihres Bestehens eine Vorläuferin des „Krokodils“, dem die Elite der damaligen Münchener Poeten angehörte: außer Kobell und den drei Gründern der Gesellschaft Friedrich Beck, der Verfasser der „Theophanie“ (S. 115 u. 249), Beilhack, Büssel, Daxenberger, der Kunstschriftsteller Ernst Förster, „der alte Teutone“ (S. 51, 116 u. 249), Ed. Fentsch, Friedrich Güll, C. F. Neumann, Franz Pocci, Ed. Schenk, Hermann Schmid und Ludwig Steub. Später traten auch noch Dahn, Dingelstedt, Geibel, Grosse, Hertz, Heyse, Ferdinand Kürnberger, Melchior Meyr, Freiherr von Redwitz, Riehl (S. 209), Alexander Schöppner, Scheurlin, Stieler, Teichlein, Franz Trautmann und Zeising bei.[5])

Doch gesellten sich schon damals einige Künstler und Gelehrte bei: Franz Lachner, Friedrich Thiersch, C. Fr. Ph. v. Martius (S. 55), bald darauf Jul. Niethammer (S. 218), Schafhäutl, Schmeller, Karl Rottmann und Moritz Schwind, Völderndorff, und Jos. Gerh. Zuccarini und später Lasaulx (S. 117 u. 248), Huber, v. Sybel, Giesebrecht, Bluntschli (S. 249) und Windscheid (S. 218), der Archäologe Julius Braun, Jolly (S. 209), Justus v. Liebig, Emil Harleß, K. Th. v. Siebold, Karl Pfeufer (S. 118), der Historienmaler Foltz, Wilhelm Kaulbach (S. 117 u. 248), Feodor Dietz, Zumbusch, Jul. und

---

[1]) Er lebte als sachsen-koburgischer Legationsrat bis 1851 in München und redigierte von 1826—32 die Zeitschrift „Eos“.

[2]) Als Lustspieldichter und als Verfasser eines Trauerspiels „Spartacus“ bekannt geworden. Er lebte von 1836 bis 1841 als Legationsrat und Gesandtschaftssekretär in München.

[3]) Als Lyriker bekannt; 1824 gab er eine Sammlung von Gedichten „Lyrische Kränze“ heraus. 1838 wurde er Oberappellationsrat in München, 1841 an Stelle des † Ed. Schenk Regierungspräsident in Regensburg.

[4]) Pocci trat erst 1840, Daxenberger 1841 bei.

[5]) Ein Teil derselben schied jedoch später infolge freiwilligen Austritts oder Wegzugs von München wieder aus.

L. Lange, Th. Pixis, Eugen Stieler, Hefner-Alteneck, v. Hornstein und v. Perfall, Franz v. Löher, Liliencron, Gg. Scherer und nach 1870 der Dichter Max Haushofer und der Historiker K. Th. v. Heigel.[1])

An den von Zwanglosias Gründern herausgegebenen Zeitschriften „Deutsche Theeblätter" (1839) und „Deutsche Blätter für Litteratur und Leben" (1840) beteiligte sich Kobell mit Beiträgen, und zu den festlichen Veranstaltungen der Gesellschaft bot er häufig, wie für Altengland, poetische Gaben (S. 107—128, 247. B. I).

Es ist kein bloßer Zufall, daß seine dichterische Tätigkeit unmittelbar nach seinem Beitritt zu den „Zwanglosen" beginnt, sondern die direkte Wirkung seiner Bekanntschaft mit einer Reihe höchst strebsamer Poeten, die neben gründlicher Bildung auch einen Schatz beneidenswerten Humors besaßen.

In Altenglands Archiv sind am wertvollsten Poccis meisterhafte Karrikaturen, die ein klareres Bild von dieser Gesellschaft entwerfen als es die ausführlichste Beschreibung vermöchte;[2]) bei den Zwanglosen traten hiezu noch eine Zahl trefflicher Gedichte von Mitgliedern und Gästen.

Denn hier kehrten Koryphäen der Kunst und Wissenschaft ein: Peter Cornelius, Thorwaldsen, Schwanthaler, Franz Liszt, Adam Oehlenschläger, Ludwig Uhland, Adolf Pichler, Wilhelm Jordan, Gustav Schwab, der dänische Romanschriftsteller Rumohr, der Münchener Dichter Joh. Friedr. Lentner, Schelling, Sulpiz Boisserée und der Archäologe Ed. Gerhard.

---

[1]) „Fünfzig Jahre der Zwanglosen Gesellschaft 1837—1887." München 1887. Von M. L. (= Lossen).

[2]) In den „Angliabildern" ist Kobell u. a. als „Waldteufel", als „Amphion", als „Verteidiger des Katholizismus", als „Volksjänger" persifliert. Auch sein Jägerlatein, seine Jagdleidenschaft, seine Gunst bei Hofe 2c. boten dem „Pasquillanten" (als welchen Pocci sich selbst bezeichnet) dankbaren Stoff. Unter den Kobell-Karrikaturen bei den „Zwanglosen" verdient den Preis eine köstliche Apotheose Kobells: der mit Lorbeer und Almrosen bekränzte Dichter sitzt mit der Zither in der Hand auf einer Gemse; zu den Füßen des Denkmals stehen die Zwanglosen. Charakteristisch ist daneben ein Bild „Der Alte vom Berge" (= Kobell) steigt schnaderhüpfelnd von den Höhen und schreit:

„Zwölf Gambs hab i g'schoß'n,
Ölf Kloane, oan Groß'n;
Über Zither und d'Bix,
Da geht mir halt nix."

Kobell brachte den Dichtern Oehlenschläger und Uhland je einen tief empfundenen poetischen Willkommgruß (B. I).

Der Märzsturm des Jahres 1848 hatte die Zwanglosen auseinander getrieben; E. Förster wurde, von Kobell[1]) und Pocci wirksam unterstützt, der Neubegründer der Gesellschaft und blieb das Haupt derselben bis zu seinem Lebensende.

Freilich wurden die „Berufenen" und ihre Freunde hier bald tonangebend. Altengland dagegen verhielt sich gegen die Fremden völlig ablehnend.

Die ursprüngliche Tendenz der Gesellschaft: Pflege der Poesie trat infolge der vorwiegend wissenschaftlichen Betätigung der Mitglieder in den Hintergrund. Kobell beklagt es bitter (Nov. 1862), daß Zwanglosia nun ein „Blaustrumpf" geworden sei.[2])

Doch blieb er ihr bis zum Tode getreu, und seine Anhänglichkeit ehrten die Zwanglosen in einer schönen Feier zu seinem 50jährigen Doktor-Jubiläum (17. März 1874, Sammler 1874, Nr. 30).

7. Periodisierung seines dichterischen Schaffens.

Mit Ausnahme des Epos, des Romans und der höheren Gattungen der Lyrik und des Dramas, versuchte sich Kobell auf allen anderen Gebieten der Poesie, freilich nicht überall mit gleichem Geschicke.

Weit höher als seine hochdeutschen Gedichte, von welchen hauptsächlich nur die Blüten seiner Jagd- und Weinpoesie Anspruch auf Originalität erheben können, stehen seine mundartlichen Dichtungen und wie Platen darf Kobell sich rühmen, daß ihm hier erzählende Gedichte gelangen, „in einem Stil, den keiner übertroffen".[3])

In der Lyrik wird er der beste Kunstdichter der Schnaderhüpfelpoesie, und in der Epik begründen seinen Ruhm Satiren und Allegorien

[1]) Seit den 60er Jahren bis zu seinem Tode bekleidete er das Amt des Champusmeisters in der Gesellschaft. Heyse feiert ihn in einem poetischen Trinkspruche (1870) als den „Champuspapst", Poccis satirischer Stift zeichnet ihn als „Schampus-Doktor" und als „Schampus-Engel".

[2]) Bemerkenswert für die Wertschätzung der Zwanglosen durch Max II. ist ein Brief Poccis an Förster (16. Jan. 1856), worin Pocci im Auftrage des Königs sämtliche Poeten der Zwanglosen zur Verabfassung einer bayerischen Nationalhymne einlädt.

[3]) Platens Werke, herausgegeben von Karl Goedeke, II, 113.

im pfälzischen Idiom und ernste und heitere Situationsbilder und Volksballaden im oberbayerischen Dialekt.

Seiner hervorragenden Gestaltungskraft gelang, wenn auch nicht der Aufbau eines Dramas, so doch die Schöpfung lebenswahrer Figuren in seinen mundartlichen Singspielen. In den oberbayerischen und pfälzischen Novellen ist die Handlung nicht bedeutend; doch die handelnden Personen sind treu nach der Wirklichkeit gezeichnet.

Die dichterische Tätigkeit Kobells läßt sich in drei Perioden gliedern.

Seine hochdeutsche Muse steht bis ca. 1845 mit geringen Ausnahmen im Zeichen der weltschmerzlichen Stimmung Byrons und Heines und der „weichlichen, entsagungsvollen Romantik" der ersten Dichterperiode Uhlands. Selbst in seiner mundartlichen Dichtung, in welcher er sich enge an Hebel und die Volkspoesie anschließt, flüchtet er sich gerne in die Wunderwelt der Romantik. Sagen[1]), besonders Teufels- und Schatzsagen (Obb. Ge. 8, 33, 91, 182, 256, Pf. Ge. 4, 34, 181), wunderbare Errettungen aus Gefahr (Obb. Ge. 20, 107. 159), vorbedeutende oder belehrende Träume (Obb. Ge. 8, 20, Pf. Ge. 96), spielen eine nicht geringe Rolle.

Daneben sind auch andere Einwirkungen, besonders von Horaz, Schiller und Goethe, deutlich fühlbar.

Im folgenden Zeitraum (etwa von 1845—1862) hat er mit der Romantik fast völlig gebrochen. Seine hochdeutsche Liebeslyrik bewegt sich zwar ganz in Heines Bahnen, doch in den Liedern und Sprüchen zum Preise der Jagd und des Weins zeigt er sich ziemlich selbständig.

In seiner Dialektpoesie befreit er sich mehr und mehr von dem Einfluß Hebels, und die in der ersten Periode nicht seltenen anekdotischen Gedichte und die poetischen Umschreibungen von Sprichwörtern treten nun zurück.

Hand in Hand damit geht ein tieferes Versenken in die Empfindungsweise und Sprache des Volkes. In der mundartlichen Volksballade leistet er nun das Beste, was hier — außer Hebel und Klaus Groth — geschaffen wurde.

1845 ist auch das Geburtsjahr der meisten Schnaderhüpfeln Kobells, und seine Orthographie des Dialektes ist von da an keinen Schwankungen mehr unterworfen.

---

[1]) Auch eine Vergletscherungssage (Obb. Ge. 218) ist vertreten.

Diese Periode bedeutet den Höhepunkt seiner Kunst. Die letzte Epoche seines Schaffens (1862—1882) zerfällt in zwei gleiche Abschnitte. In der ersten Hälfte (bis 1872) bietet er eine Reihe mundartlicher Erzählungen, dann aber erlahmt seine Tätigkeit als „poëta utriusque Bavariae". Im letzten Jahrzehnt seines Lebens erscheint er hauptsächlich als „laudator temporis acti" in der Gelegenheitspoesie, die er auch früher schon eifrig pflegte.

I. Periode.

8. Hochdeutsche Gedichte in dieser Zeit.

Kobells erste poetische Versuche in der Schriftsprache erschienen in der schon erwähnten Sammlung „Triphylin". Diese trägt den seltsamen Untertitel „Gedichte in hochdeutscher, oberbayerischer und pfälzischer Mundart"[1]), der 1841 als Haupttitel erscheint[2]). Kobell wollte damit wohl die Gleichberechtigung dieser Mundarten mit der Schriftsprache andeuten.

„Triphylin" enthält außer den Reiseerinnerungen noch 14 hochdeutsche und je 12 oberbayerische und pfälzische Gedichte; die Sammlung von 1841 ist um 26 hochdeutsche, 41 oberbayerische und 27 pfälzische Gedichte vermehrt, die von 1843 um 11 hochdeutsche und 14 pfälzische Gedichte. Weit abhängiger als seine Dialektpoesie ist seine hochdeutsche Dichtung von fremden Mustern.

Die Dichter, die er in Pf. Ge. 220 aufzählt: Schiller, Goethe, Rückert, Lenau, Uhland, Geibel, Heine, Justinus Kerner, Matthisson[2]) waren fast alle seine Lehrmeister, und Anklänge finden sich bald an diesen bald an jenen, wenn auch die direkte Einwirkung nicht immer haarscharf erwiesen werden kann.

---

[1]) Einige hochdeutsche Gedichte Kobells brachten auch die bereits erwähnten „Deutschen Theeblätter" (1839) und die „Deutschen Blätter für Litteratur und Leben" (1840). Cf. B. I.

[2]) 1843 veröffentlichte er „Gedichte in hochdeutscher und pfälzischer Mundart" und gleichzeitig, getrennt von dieser Sammlung, die oberbayerischen Gedichte. 1844 erschien auch eine Sonderausgabe der pfälzischen Gedichte.

[1]) Freilich kritisiert er Matthissons „Dianafest von Bebenhausen" W. A. 131 ziemlich abfällig.

Schiller, Goethe, Uhland und Geibel erfreuten sich seiner besondern Wertschätzung, und in Pf. Ge. 4, 12 u. 71 nennt er sie vor allen andern Dichtern. Auf Schiller allein beziehen sich die Verse „Un' wann de Schiller selber wärscht" (Pf. Ge. 24); „Un' wär aach der Schiller nix gege' mich" (Pf. Ge. 221). Die Frau von Bourgoing möchte er gerne besingen; doch fühlt er, daß er es nicht so vermag, wie es „einem Schiller gelungen" wäre (handschriftl. Gedicht von 1849). An die „Jungfrau von Orleans" erinnert Pf. Ge. 65 V. 18, an den „Gang nach dem Eisenhammer" Pf. N. 144 („E' schlanker, blonder Jung', wie mer de' Fridolin malt").

Nicht minder groß ist seine Verehrung für den Altmeister Goethe (J. Z. 1558, Nr. 22, E. 56), den „Meistersänger" (Sk. a. d. St. R. 57), dem er in einem handschriftlich erhaltenen Gedichte vom 28. Aug. 1849 nachrühmt, daß seine Hand eine „Liederrebe" pflanzte, die als „schützendes Band" nun die deutschen Lande umschlinge. In J. Z. 1858, Nr. 22 und W. A. 271 zitiert er ein venetianisches Epigramm Goethes (Nr. 73), den er den „Altmeister", ein großes „Genie" nennt, sowie in W. A. 276 eine Stelle aus „Reinecke Fuchs"; in Pf. N. 194 spielt er auf „Hermann und Dorothea" und in Pf. Ge. 111 u. E. 249 auf „Faust" an. E. 56 lobt er in einem Gedichte an Martius, daß derselbe „den Meister Goethe in Liebe umfing".

Arndts patriotischer Lieder: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ" und „Was ist des Deutschen Vaterland?" gedenkt er in Sk. a. d. St. R. 201, E. 127 und parodistisch in Urz. d. E. 32; Rückerts geharnischtes Sonett „Nicht mehr das Gold und Silber will ich preisen" fügt er seinem Lob des Eisens in Sk. a. d. St. R. 201 bei.

An Byrons „Haralds Pilgerfahrt" gemahnt W. A. 168,[1]) an Heine Pf. N. 72, wobei er auch von dessen „boshaftem Atta Troll" spricht.

Mit dem „Liederfürsten"[2]) Uhland traf er 1847 bei den „Zwanglosen" zusammen,[3]) und seine Begeisterung für ihn erkaltete auch dann nicht, als er sich seinem Einfluß entrungen hatte. Noch am 3. November 1857 schreibt er von Riß aus an seine Gattin: „Schicke

[1]) Da er den ersten Vers der angeführten Stelle im Original wiedergibt, scheint er neben einer metrischen Übersetzung auch dieses gekannt zu haben.

[2]) So nennt ihn Kobells Huldigungsgedicht.

[3]) 4 Jahre vorher erschien Oehlenschläger im Kreise der Zwangslosen, von Kobell ebenfalls in einem Gedichte freudig „als Meister" begrüßt.

mir Lenaus und Uhlands Gedichte, ferner das Jagdbrevier von Laube.“ (Cf. W. A. 99.)

Uhlands Einwirkung spiegelt sich deutlich in seinen hochdeutschen Stimmungs- und Genrebildern, die fast alle von Wehmut zerflossen sind. Diese Sehnsuchtsklagen, Liebesseufzer, Abschiedstränen berühren höchst seltsam bei einem Dichter, an dem wir sonst nur einen urwüchsigen Ton, eine schelmische Miene, ein herzhaftes Lachen gewohnt sind.

Die Gestalten seiner Romanzen: der liebeskranke Sänger, die mit dem Kranze tot hinsinkende Braut, die nach Weltlust sich sehnende junge Nonne; ungetreue oder schmachtende Liebhaber, trauernde, tränenselige Mägdlein gehören alle der romantischen Schule an.

Allein trotz seines Spottes auf sie (Pf. G. 65 u. 167) kann er sich jetzt noch nicht aus ihrem Banne befreien.

9. Die Anfänge seiner Dialektpoesie.

Mit dem Beginne des 19. Jahrhunderts erblüht den lange stiefmütterlich behandelten deutschen Mundarten ein neuer Liederfrühling, der mit Hebels alemannischen Gedichten einsetzt. Voßens „Geldhapers“ und „Winterawend“ in der von ihm künstlich rekonstruierten „sassischen Buchsprache“ haben dem Sänger des Wiesentals die rechte Bahn gewiesen. Sailer, Bucher, M. Sturm, Lindemayr[1]) waren nur zu ihrer Zeit und in ihrer Heimat bekannt, und selbst Grübels Einfluß geht kaum über das Weichbild seiner Vaterstadt hinaus.

Arnolds „Pfingstmontag“, von Goethe warm empfohlen, und „Der alte Bürgerkapitän“ des Frankfurters Karl Malß mit seiner köstlichen Figur des Kaufmanns Hampelmann reichen nicht an die literarhistorische Bedeutung von Hebels Idyllen heran.

Dagegen fachten Schmellers verdienstvolles Wirken und die nun allmählich auftauchenden Sammlungen mundartlicher Volkslieder die Liebe zum Dialekt und zur Dialektdichtung mächtig an.

Vom Todesjahre Hebels an erstehen im Norden und Süden Deutschlands Mundartdichter: (Castelli 1826[2]), Joh. Gabr. Seidl 1828, Holtei 1830, Kaltenbrunner 1834, Stelzhamer und Klesheim[3]) 1837),

[1]) Daß Stelzhamer Lindemayrs Dichtungen kannte, ergibt sich aus der Vorrede zu seinen „Lieder in obderennsischer Volksmundart“, Wien 1837.

[2]) In diesem Jahre verfaßte Castelli das erste Gedicht in niederösterreichischer Mundart; eine Sammlung seiner Gedichte erschien 2 Jahre später.

[3]) Steirische Alpenblumen, 1837.

die in seinen Fußtapfen wandeln und sich zum Teil offen als seine Schüler bekennen[1]).

Auch für Kobell werden in dieser Zeit die alemannischen Gedichte vorbildlich.

Über den Verfasser derselben äußert er sich (in Sk. a. d. St. R. 44) nach einer Erklärung des Wortes „Karfunkel" folgendermaßen: „Wem fällt bei diesem Namen nicht Hebels Gedicht ein? und ließe sich dieses mit allen seinen Schönheiten in Stein verwandeln, so wäre es wahrlich ein Rubin, wie es wenige gibt!"

Auch die im vorigen Abschnitte erwähnten Dichter, namentlich Schiller, Goethe, Uhland und Heine, wirken formell und inhaltlich auf seine Dialektdichtung. Die Naivität des Ausdrucks lernt er am besten vom Volkslied und vom Märchen, und Homer eifert er nach in der behaglichen epischen Breite (Ausmalung einzelner Situationen, Belebung derselben durch prächtige Gleichnisse), die seine ursprüngliche, Heine nachgeahmte, scharf pointierte Art mehr und mehr verdrängt.

Größern Einfluß noch als Theokrit gewinnt Horaz auf ihn, namentlich in den pfälzischen Gedichten (im Lobe des Lebensgenusses Pf. Ge. 217, in der Klage über die Flüchtigkeit der Zeit ibid 107 und in den hier und in hochdeutschen Gedichten sehr häufigen mythologischen Anspielungen).

In einem handschriftlich erhaltenen Gedichte von 1859 mahnt er die Freunde unter Hinweis auf Od. II, 3, 1 zum Gleichmut[2]); in Sk. a. d. St. R. u. E. 111 ist der Name des Dichters erwähnt, und in Pf. N. 46 u. 47 schildert er nach der berühmten II. Epode das Landleben unter ausdrücklicher Berufung auf seinen Lieblingsdichter: „Ja recht hot er g'hot, der alte Horatius, wenn er die Luscht am Landlebe' gepriese' un' verherrlicht hot!"

Jedoch mit Sailer und Lindemayr ergeben sich ebenso wenige Berührungspunkte, als mit seinen beiden Vorgängern auf dem Gebiete der altbayerischen Dialektdichtung mit Marcelin Sturm und Bucher. Jener, ein derberer Nachahmer Lindemayrs, benützt den Dialekt hauptsächlich

[1]) Castelli in dem Vorwort zu seinen niederösterreichischen Gedichten und Holter in einem schlesischen Gedichte „An Hebel".

[2]) „In Zeiten der Not den Horatius,
O Freunde, müßt ihr befragen,
Sein Aequam memento rufet als Gruß
Zu unseren stürmischen Tagen 2c."

nur zur Erhöhung der Komik in seinen schneidigen Satiren.[1]) Diesen scheiden schon die Wahl der Stoffe (meist theologische oder pädagogische Fragen) und die Art der Behandlung des Dialekts (Bucher gebraucht ein mit mundartlichen Ausdrücken vermischtes Hochdeutsch) von Kobell.[2])

Von den 24 mundartlichen Gedichten im Tr. trägt die Mehrzahl schwankartigen, zum Teil anekdotischen Charakter. Von Hebel stammt seine Neigung zur Personifikation (Tr. 65, 83, 84) und zur Verkörperung des Gegensatzes zwischen zwei in ihrer Denk- und Anschauungsweise grundverschiedenen Personen, namentlich zwischen Jugend und Alter (Tr. 46, 49, 54, 67, 88). Ein charakteristisches Merkmal seiner mundartlichen Epik, das dramatische Element, dringt schon bei den Erstlingen seiner Muse hervor: Ausmalung einer Situation oder Empfindung durch ein paar kräftige Striche (Tr. 54 Str. 5 V. 3 u. 4), Apostrophen (Tr. 55, 78, 82, 83[3]), sowie selbständige Monologe (Tr. 71, 87, 90) und Dialoge (Tr. 49, 65, 73, 76, 88).

Auch in den spätern epischen Dichtungen Kobells dieser Periode pulsiert warmes, dramatisches Leben (Obb. Ge. 26, 94, 146).[4])

Was die Gattungen der Epik betrifft, bevorzugt er im pfälzischen Idiom die Allegorie und Satire, im oberbayerischen Dialekt die Fabel und Ballade.

Von 1843 an dichtete er auch größere Idyllen in oberbayer. Mundart: „s' schö Lisei" (Obb. Ge. 249) und „Der Heiretsstoa'" (ebend. 337).

Hier tauchen im Rahmen des Jäger- und Hirtenlebens der Alpenwelt alte, namentlich seit dem Sturm und Drang beliebte Motive auf: die Bewerbung von zwei Freiern um ein Mädchen, der Widerstand des Vaters gegen die Wahl der Tochter, und der Racheplan des verschmähten Liebhabers, der einerseits in der Verdächtigung der Treue der Geliebten, andererseits in einem Mordanschlag gegen den glücklicheren Nebenbuhler gipfelt.

Auch in dem Jagdgehilfen Oswald mit seiner Teufelsbüchse (Obb. Ge. 256) begegnet uns ein alter Bekannter: der Kaspar aus dem „Freischütz".[5])

---

[1]) Lieder zum Teil in bayerischer Mundart von P. Marcelin Sturm 1819. Cf. A. D. B. XXXVII. 45 f.

[2]) Buchers Werke, herausgegeben von Jos. v. Klessing. München 1819 bis 22. 6 Bände.

[3]) Tr. 78 ist eine poetische Epistel.

[4]) Anregung zu Obb. Ge. 146 gab zweifellos Shakespeares „Romeo und Julia" III, 5.

[5]) Die Oper wurde 1825 zum ersten Male in München aufgeführt. In den 1843 von Kobell und Pocci herausgegebenen „Jägerliedern" ist (32) der

In formaler Beziehung offenbart sich allmählich ein namhafter Fortschritt.

Die Eintönigkeit in bezug auf Rhythmik, Reim und Strophenform im Tr. zeigt folgende Tabelle:

Mundart	Metrum	Reimstellung. Reimpaare	unterbrochene	gekreuzte Reime	Strophenformen. ohne strophische Gliederung.	4 zeilige Strophen
Obb. Ge.	meist 3- und 4-füßige Jamben	7	5	—	6	6
Pf. Ge.		5	5	2	10	2

Der Rhythmus wird nun bewegter, die Reimstellung wechselvoller, die strophische Gliederung häufiger.

Die nachstehende Übersicht erstreckt sich auf die 1841 und 1843 neu veröffentlichten Dialektgedichte:

Mundart	Metrum: Jamben	Anapäste	Trochäen	Daktylen	Reimstellung: Reimpaare	unterbrochene Reime	Wechsel zw. gepaarten u. unterbr.	eingeschlossene	gekreuzte	Strophenformen: ohne stroph. Gliederung	4 zeilige Str.	5 zeil.	6 zeil.	8 zeil.
Obb. Ge.	46	6	4	2	11	42	3	2	—	25	27	3	2	1
Pf. Ge.	26	9	4	1	7	30	—	2	1	16	19	2	—	3

Neu sind außer anapästischen und daktylischen Versen und Trochäen fünfzeilige Strophen (mit dem Reimschema a b c c b), sechszeilige (a b c b d d) und vierzeilige (1. u. 3. Vers vierfüßige, 2. u. 4. Vers zweifüßige) Jamben.[1])

Jäger-Chor derselben entnommen. In W. A. 461 spricht er von „der göttlichen Musik des Weber'schen Freischütz".

[1]) Bsp. für letztere, die wohl Platen (Ausg. v. Goedeke I, 86) nachgebildet ist, bieten Obb. Ge. 153, 209, 213, 222, 231, 240 (hier 1. u. 3. V. Anapäste).

Unreine Reime oder Assonanzen (verwegn — gsegn[1]), gwißt — müeßt, gsangt — Wand) und reimlose Verse verschwinden, ferner im Dialekt unmögliche Inversionen:

„Mei Diendl dei' Wei wohl werd'n sollt'." (Fr. 43.)
„Was oaner will, a oaner kon!" (Tr. 63),

endlich hochdeutsche Ausdrücke: stürzt, ziert, blinkt, Fels'nspalt, vermoost; Schlaf schließt seini Aug'n zue; da Kumma hat sie verzehrt (Tr. 41—45) u. a.

Diese Verstöße schleppen sich durch alle Auflagen: ein deutlicher Beweis dafür, daß Kobell an seinen Dichtungen wenig feilte.[2])

Eine gründliche Umarbeitung hätte ihnen vielleicht auch die ursprüngliche Frische geraubt.[3]) In Obb. Ge. wendet er bis 1850 beim Hilfsverbum „sein" noch das in diesem Dialekt ungebräuchliche Imperfekt statt des Perfekts an.

„Es war a Diendl auf der Alm" (Tr. 39),
„Es war'n auf der Spitzing drei Diendln beinand'." (Tr. 46.)

1850 schreibt er dafür: (Obb. Ge. 1. u. 8.)

Es is a Diendl auf der Alm gwest" und
„'S san gwest auf da' Spitzing drei Diendln beinand".

Kobells oberbayerischer Dialekt ist im allgemeinen die Sprache des Tegernseer und Schlierseer Gebiets;[4]) seine „Erinnerungen an Berchtesgaden" jedoch berücksichtigen auch die mundartlichen Eigentümlichkeiten dieser Landschaft.[5]) Sein

[1]) Die Vokale entsprechen mhd ë und e.

[2]) Auch einige Schwankungen in der Schreibweise kehren immer wieder: Jaga, Jager, Jaager; Schlanggl (1841 noch Schlangl), Schlaankl, Schlankl (= Schalk); Sinn, Si'; frua, fruhe; nit, net u. a.

[3]) Schwächere Gedichte schied Kobell in spätern Auflagen aus. Von den „Erinnerungen aus Griechenland" (Hd. Ge. 185 ff.) änderte er nur Nr. 2 (Str. 3, V. 2; Str. 4, V. 1) u. 5 (Str. 1 V. 3 u. 4, 3, 2; 6, 1 u. 2; 10, 1 u. 2, 11, 1 u. 2) ein wenig ab, und in Obb. Ge. ergaben sich durch die Vertauschung des Imperfekts mit dem Perfekt kleine Varianten. Sonst blieb der Wortlaut seiner Gedichte von der ersten bis zur letzten Auflage gleich.

[4]) Als Kennzeichen hat Kobell: **i** statt ĕ (nit, scheeni, bideut't, kinna = können); **ei** statt **l** (Bussei); **ie** = **ia** statt **ea** (Diendl); **leit, geit** (liegt, gibt); **o** statt (niederbayerisch) **ou** (Not). Hermann Welcker grenzt nicht scharf genug ab, wenn er behauptet, daß Kobells oberbayerischer Dialekt der von Mittenwald bis Berchtesgaden herrschende sei. (Dialektgedichte, 2. Aufl. Lpzg. 1889, 89).

[5]) **ei** statt **el (erl)**: Sternei, Miedei; oder statt **al**: diewei'n; ferner Lokalausdrücke: Mankei, Fürleg, Almrausch (Schliersee: Almros'n), Hagmoar, gleim (= nahe) 2c.

oberbayerischer Dialekt ist von weit größerer Reinheit als der seiner Nachfolger.

Das rheinische Idiom erlernte er hauptsächlich von seiner Kinderfrau, Frau Gabler, einer Pfälzerin (L. St. 2). Daher fehlt hier seiner Mundart die scharf ausgeprägte lokale Färbung.

Riehl, der ihm das Lob spendet, daß er die Feinheiten der rheinischen Mundart mit bewunderungswürdigem Geschick sich zu eigen gemacht habe, weist seinen Dialekt dem vorderpfälzischen Gebiete zu. (Die Pfälzer 292).[1])

Kobell dagegen wollte ursprünglich wohl die Mundart des Westrichs[2]) treffen, denn im 2. Bande von Firmenichs „Germaniens Völkerstimmen" (23) und in C. Regenhardts „Deutschen Mundarten" II, S. 158 f. ist seine Sprache als „Mundart in der Gegend von Blieskastel" bezeichnet, und bei drei seiner frühesten Gedichte hat er den Schauplatz der Handlung auch hieher verlegt: nach Blieskastel (Tr. 70, Pf. Ge. 7), Weißenburg (A. P.), Pirmasens (A. P. und Pf. Ge. 195).

Anklänge an die altbayerische Mundart sind besonders in der „Anglia Palatina" häufig und deutlich (Bir**a**beem, Jo**a**r ꝛc.; also **a**, wo der Pfälzer **e**, und **oa**, wo er **o** spricht).

Er strebt nicht eine lautgetreue Wiedergabe des Dialekts wie Schmeller (und durch diesen beeinflußt, Castelli und Seidl) an, sondern sucht die Lesbarkeit desselben möglichst zu erleichtern.[3])

Das Zeichen ~ für fehlenden Nasal,[4]) manchmal auch für Auslassung eines Konsonanten überhaupt (Wei˜ für Weib), wird von 1845 an in beiden Mundarten durch den Apostroph ersetzt, das helle oberbayerische **a** durch aa: **uə** (bisher ue geschrieben) durch **ua**, z. B.

1841:	**1843:**	**1846:**
fruhe	fruhe	frua[5])
a (= auch)	aa˜	aa'
on	o˜	o'
hon	ho˜	ho'

[1]) L. Aurbacher bezeichnet denselben zum Unterschied von dem oberpfälzischen Idiom als „nieder- oder unterpfälzischen" (Münchener polit. Ztg. 1841 Nr. 70).

[2]) cf. Schandein „Die Mundart der Rheinpfalz", Bavaria IV. Bd., 217 ff.

[3]) Vergl. die Anmerkung Tr. 39, Obb. Ge. 1.

[4]) 1839—1841 schreibt er jedoch on, hon (= an, habe); später o˜, ho˜ bzw. o', ho'.

[5]) Doch trifft man die Schreibart „fruhe" auch später noch hie und da.

1841:	**1843:**	**1846:**
thon	tho͂	tho'
Krueg	Kruag	Kruag
zue	zua	zua
Buebn	Buebn	Buabn, doch
auch: Buebn	Buabn	Buabn
kennt = zündet	kennt	kent'
zween	zwee	zwee usf.

Seine ersten Gedichtsammlungen fanden freudige Aufnahme. Einzelne Dichtungen wurden durch Seitz und Pocci vortrefflich illustriert und der Dichter erhielt auch eine Einladung zur Mitarbeit an dem schon genannten, von Staatsrat Hermann 1842—44 herausgegebenen Kalender. Dr. Julius Hamberger schreibt in der Münchener polit. Ztg. 1839 Nr. 77 dem Verfasser des „Triphylin" eine vorzügliche Anmut und Leichtigkeit im Versbau und eine ausgezeichnete Virtuosität in Handhabung der pfälzischen Mundart zu. Merkwürdigerweise übergeht aber dabei der Rezensent die oberbayerischen Gedichte Kobells mit Stillschweigen.

Cottas Morgenblatt veröffentlichte schon ein halbes Jahr vor dem Erscheinen der Sammlung von 1841 eine Besprechung derselben mit Proben. Wolfgang Menzel rühmt im „Litteraturblatt" (1842 Nr. 25) „die ausgezeichneten und wahrhaft originalen Dichtungen" mit ihrem „höchst glücklichen und behaglichen Humor" und ihrer „warmen Innigkeit", und 1845 (Nr. 102) beginnt er eine Rezension der „Erinnerungen an Berchtesgaden" mit den Worten: „Seit Hebel hat keiner das Genreartige so naturgetreu aufzugreifen verstanden, wie Herr von Kobell."

Das tiefste Verständnis für Kobells Dialektdichtungen besitzt unstreitig L. Aurbacher. In der Münchener polit. Ztg. 1841 Nr. 70 anerkennt er nicht nur die feine Beobachtungsgabe, den Humor und die treue, lebendige Darstellungskunst des Dichters, sondern hebt nachdrücklich hervor, daß derselbe auch den Unterschied zwischen dem altbayerischen und pfälzischen Volksstamme klar erfaßt und dargestellt habe.[1])

10. Freundschaft mit Pocci. Begegnung mit Stelzhamer.

Die durch die „Zwanglosen" und „Altengland" vermittelte Freundschaft mit dem damaligen Sekretär des Kronprinzen und spätern Staats-

[1]) Nach freundlicher Mitteilung des Aurbacher-Biographen, Herrn Sarreiter, ist Aurbacher der Verfasser der betr. Recension gewesen.

rat Daxenberger[1]) führte Kobell (von 1843 an) zur Mitarbeit an der von diesem nach Schenks Tode geleiteten „Charitas“ [2]) (B. I).

Wichtiger jedoch für ihn wurde sein inniger Freundschaftsbund mit dem Grafen Franz Pocci (1807—1876). Der feinfühlige und feingebildete Aristokrat, der in seiner Neigung zeitlebens zwischen der Musik, Dichtkunst und Malerei [3]) schwankte, konnte weit mehr als irgend ein anderer die Schaffenskraft des derber gearteten Freundes beleben und veredeln. Daß der „unerschütterliche Romantiker“ [4]) das Seine tat um Kobells Hang zur Romantik noch zu bestärken, bedarf wohl kaum erst der Erwähnung.

Auch dessen unerschöpfliche Satire mußte anregend auf ihn wirken. Gar oft wurde er eine Zielscheibe derselben; doch blieb er die Antwort darauf nicht schuldig. [5])

Pocci veranlaßte ihn zur Mitarbeit an seinen „Geschichten und Liedern“ (B. I), sowie zur Herausgabe einer Liedersammlung „Alte und neue Jägerlieder“ [6]) (1843), die seine Künstlerhand mit prächtigen Bildern schmückte, ebenso Kobells „Schnaderhüpfln und Sprüchln“ (1845). [7])

Dieser widmete dem erprobten Genossen seine „Gschpiel“ (1868), und Pocci begleitete den „Brandner Kasper“ (1871) mit einer genialen Illustration.

Auf Hebel wurde Kobell neuerdings hingelenkt durch Poccis Volksdrama „Michel, der Feldbauer“ [8]) und dadurch indirekt zu einer seiner schönsten Volksballaden, dem „Weber vo' Wallgau“, veranlaßt.

---

[1]) Als Dichter pseudonym: Karl Fernau. Heyse nennt ihn (E. B. 186) den Amanuensis Max II. 1835 gab er „Münchener Tausend und Eins“ (Mythische Gedichte) heraus.

[2]) Unter der Leitung ihres Gründers (1835—41) beteiligte sich Kobell nicht daran.

[3]) In E. 118 bezeichnet ihn Kobell als „Maler, Dichter, Kinderfreund und Hofmusikant“, (1847—63 war Pocci Hofmusikintendant in München).

[4]) cf. E. 249 und Kobells Gedicht: „Der Glaube eines Zwanglosen“ in „Zwanglose Hefte aus der Zwanglosen Archiven“, München 1891 (14).

[5]) Dies beweisen Gedichte in den Archiven „Altenglands“ und der „Zwanglosen“, sowie z. T. E. 47 u. 117.

[6]) 3 Lieder (12, 19 u. 38) sind von Kobell gedichtet.

[7]) Die von Pocci 1844 herausgegebene Sammlung „Alte und neue Studentenlieder“ ist nach Eisenhart zum großen Teil von Kobell; sie enthält auch (auf S. 8) ein von Kobell verfaßtes Studentenlied (E. 98).

[8]) In der Umarbeitung (1860) führt es den Titel „Der Karfunkel“.

In „Altengland“ kam es im Frühjahr 1843 zu einer Begegnung mit Stelzhamer, die jedoch zu keiner Annäherung beider Dichter führte.[1]) Vielleicht lenkte Stelzhamers Vorbild, der sich mit Glück als Kunstdichter in der Schnaderhüpfelpoesie versucht hatte, nun erst recht Kobells Aufmerksamkeit auf diese Gattung volkstümlicher Lyrik.

---

[1]) In den „Anglia-Bildern“ Nr. 85 (Archiv von „Altengland“) entwirft Pocci ein „wahrhaftes Konterfei des österr. Volkssängers Stelzhamer, welcher die Gesellschaft öfters mit seiner Gegenwart als Gast geehrt — später verunehrt hat“.